A. Gensonné.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse

von 1789 — 1830,

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Dreiundzwanzigstes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Die französische Staats-Umwälzung.

Dritte Periode.

Geschichte des National-Convents.

Robespierre wird angeklagt, sich der Dictatur bemächtigen zu wollen. — Die Einheit und Untheilbarkeit der Republik wird erklärt.

Die Girondisten waren mit Abscheu gegen die Septembermordthaten erfüllt, und sahen mit Unwillen Männer, die dazu gerathen, und Urheber derselben waren, im Convente sitzen. Mit Ungedult drängten sich die Parteien dem Ausbruche ihres gegenseitigen Hasses entgegen. Schon den 24. September hatte der Kampf angefangen. Roland hatte das Signal dazu gegeben, indem er an den Convent geschrieben, daß die Posten nicht sicher seyen, daß zu Chalons neue Mordthaten vorgefallen seyen, u. s. w. Nach der Vorlesung dieses Briefes stand Kersaint auf und rief aus: „Es ist endlich Zeit, Blutgerüste für die Mörder zu errichten, so wie auch für diejenigen, die zum Morden aufhetzen. Dergleichen Mordthaten entehren den französischen Namen. Ich verlange, daß der Nationalconvent sich ernstlich damit beschäftige, diesen Frevelthaten Einhalt zu thun; ich verlange, daß ein Gesetz gegeben werde, welches die Rechte der Menschheit räche, die so frech und ungestraft verletzt werden; ich verlange, daß sogleich vier Commissäre er-

nannt werden, mit dem Auftrage, morgen dem Convent einen Plan vorzulegen, wie man durch wirksame Maßregeln Mordthaten verhüten und bestrafen könne.“

Bei diesen Worten fuhren alle Maratisten zugleich in die Höhe, und widersetzten sich aus allen Kräften einem solchen Vorschlage. Sie behaupteten, es seyen noch mehr Mordthaten nöthig: Schrecken müsse in Frankreich herrschen, sonst könne die Revolution nicht bestehen; was der Bürger Kersaint Mord und Raub nenne, sey weiter nichts als ein in Thaten ausbrechender feuriger Patriotismus.

Tallien sagte, man müsse zur Tagesordnung übergehen, und auf Kersaints Vorschlag gar keine Rücksicht nehmen, weil die bereits vorhandenen Gesetze zur Sicherheit der Staatsbürger hinlänglich seyen.

Bazire war derselben Meinung. Er sagte, Frankreich liege noch am Revolutionsfieber krank, und eine kleine Aderlässe sey nöthig, um das Fieber zu mäßigen. Er gestand, daß viele Gefangene ermordet worden seyen; allein diese hätten einen Bürgerkrieg zu erregen gesucht. Auch behauptete er, es sey nicht möglich, in dem gegenwärtigen Augenblicke das Recht des einzelnen Bürgers sicher zu stellen und geltend zu machen, ohne das Beste des Staates zu verletzen.

Viele schrieen, man solle über den Vorschlag ein andermal debattiren.

Nun trat Vergniaud auf: „Wer Aufschub verlangt, rief er, der verlangt, daß Mörder ungestraft bleiben sollen; wer zur Tagesordnung übergehen will, der will, daß die Gesetzlosigkeit herrschend werde! Es gibt, leider! Leute, die sich für Republikaner ausgeben, die aber Sklaven der Tyrannen sind. Diese verbreiten Argwohn, Haß und Rachsucht unter den Bürgern: sie suchen das französische Volk aufzuwiegeln, daß es sich unter einander selbst umbringe, statt den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen."

Merlin von Thionville widersprach ihm und widersetzte sich heftig jeder strengen Maßregel. Eben so auch Collot d'Herbois, der sich sogar unterstand, zu sagen, ein solches Gesetz zur Bestrafung der Mörder würde die verehrungswürdigsten Patrioten auf das Schaffot bringen.

Am Ende siegte doch die Menschlichkeit. Der Convent beschloß, daß sechs Commissäre aus seiner Mitte ernannt werden sollten, mit dem Auftrage: 1) von dem Zustande der Republik überhaupt, und vorzüglich der Stadt Paris, eine so viel wie möglich genaue Rechenschaft abzulegen. 2) Den Plan zu einem Gesetze gegen die Mörder sowohl als gegen die Aufhetzer zum Morde, vorzulegen. 3) Einen Vorschlag zu machen, wie der Nationalconvent eine,

aus den dreiundachtzig Abtheilungen gewählte, und von ihm allein abhängige Wache sich verschaffen könne, damit seine Mitglieder freimüthig sprechen und stimmen dürfen, und weder von dem Volke auf den Gallerien, noch von dem tyrannischen Bürgerrathe der Stadt Paris etwas zu befürchten hätten.

Dieß war also der erste Schritt, Sicherheit und Ordnung in Frankreich wieder herzustellen — allein er gelang nicht. Die Maratisten geriethen in Wuth, daß man ihnen in ihrem Plane, alle diejenigen, die es nicht mit ihnen hielten, ermorden zu lassen, Einhalt thun wollte.

Die Mittel, deren sich die herrschende Partei seit dem Anfange der Revolution bedient hatte, um ihre Plane durchzusetzen, wurden auch dieß Mal angewandt. Der Pöbel ward in Bewegung gesetzt. Am folgenden Tage, am 25. September, meldete der Präsident Pethion gleich zu Anfang der Sitzung, daß der Versammlungssaal mit Leuten umringt sey, die mit Gewalt einzudringen versuchten. Hierauf standen die beiden heftigen Jakobiner, Lavau und Merlin, auf und verlangten, daß das am vorigen Tage abgegebene Decret, vorzüglich der Artikel desselben, welcher die Errichtung einer Wache für den Convent aus den dreiundachtzig Abtheilungen betraf, aufgehoben werden sollte. Großer Lärm und lautes Geschrei entstand bei diesem Vorschlage. Merlin rief nun im heftigsten Zorne: „Mögen

diejenigen, welche in dieser Versammlung Leute kennen, die dreist genug sind, nach der Dictatur zu streben, dieselben nennen! Ich rufe hiermit den Bürger Lasource auf. Er soll erklären, ob er mir nicht gestern gestanden hat, daß eine Partei vorhanden sey, die einen Dictator wolle; ich aber, ich schwöre, daß ich bereit bin, mit einem Dolche den Ersten niederzustechen, der es wagen dürfte, sich die Gewalt eines Dictators anzumaßen!"

Lasource war nicht wenig verlegen, als er hörte, daß er aufgerufen wurde, eine im vertrauten Gespräche gemachte Bemerkung öffentlich zu wiederholen und zu vertheidigen. Er suchte sich so gut als möglich aus der Sache zu ziehen, indem er seinen Worten eine andere Bedeutung gab. „Ich habe, sprach er, weder von der Dictatur noch von einem Dictator gesprochen. Wie käme ich dazu, der Mitwisser eines Complottes von dieser Art zu seyn, gesetzt, daß eines vorhanden sey. Ich sprach bloß von einer dictatorischen, tyrannischen Gewalt, nach welcher ich einige herrschsüchtige Männer streben sehe. Diese Leute schmeicheln den Pariser Bürgern, hintergehen dieselben und hetzen die Mörder gegen die besten Patrioten und Volksfreunde auf. Diese Männer sind in der That schon Dictatoren. Es ist daher nöthig, die Unabhängigkeit des Convents durch eine bewaffnete Macht sicherzustellen, und dadurch dieselbe der Dictatur derjenigen zu entziehen, die sich ungesetz-

mäßigen Einfluß erworben haben. Jene Männer, jene Verbrecher, die unaufhörlich die Dolche gegen die Mitglieder der gesetzgebenden Nationalversammlung wetzten; jene Männer, die darüber erschrecken, daß man ein Gesetz gegen die Aufhetzer zum Mord und Todschlage gibt, mögen zittern und erkennen, daß eben diese Macht, welche Ludwig XVI. vom Throne stieß, nicht lange den Despotismus Anderer ertragen wird! Auch ich rufe den Bürger Merlin auf. Ich fordere ihn auf, zu sagen, ob er mich nicht selbst gewarnt, und mir kund gethan habe, daß ich unter meiner Hausthüre beim Nachhausegehen ermordet werden würde, und daß mehrere meiner Collegen dasselbe Schicksal haben würden.“

Dann fuhr er fort: „Kaum ist die Republik geschaffen, und man will, daß sie in ihrer Wiege schon in Blut schwimmen soll. Die Republik! dieses Wort sollte an die meisten und heldenmüthigsten Tugenden erinnern, und umgibt uns mit Verbrechen der gräßlichsten Art. Soll die kaum geborne Republik der Raub einiger hundert Meuchelmörder werden, die heute ihre Mord-Instrumente gegen eure Köpfe zucken? Es scheint, als hätten sie sich zu Rächern der umgestürzten Despotie aufgeworfen. Diejenigen, welche bedroht werden, diejenigen, gegen welche der Gemeinderath von Paris seine Verhafts-Mandate erlassen hat, sind die unerschrockensten Vertheidiger des Volkes, sind die, welche die Verschwörun-

gen eines treulosen Hofes aufgedeckt und vereitelt, und dessen Sturz herbeigeführt haben. Zu was dieser Krieg, den man den Vertheidigern der Freiheit erklärt? Es ist nichts anders, als eine neue Tyrannei, die man vorbereitet. Alle diese Henkersbeile, die Mord und Tod bereiten, sind im Dienste eines Dictators, der sich noch verbirgt, und der vielleicht Mitschuldige hat, welche Antheil an der blutigen Herrschaft verlangen. Auch ist abwechselnd die Rede von Dictatoren und einem Triumvirat, und diese in der Geschichte schon verabscheuten Namen werden durch die Menschen, welche sie jetzt zu erhalten suchen, die höchste Verächtlichkeit erlangen."

„Nennen Sie den Dictator, nennen Sie die Triumvirn, schrie Danton; und sollte der Kopf meines besten Freundes, sollte mein eigner fallen, so erwarte und verlange ich eine ausführliche Anklage."

„Nennen Sie den Dictator, schrie Merlin von Thionville; ist er unter uns, so will ich ihm einen Dolch in den Busen stoßen." — Nun entsteht ein furchtbarer Tumult in der Versammlung, man hört einige Stimmen Robespierre, andere Danton und Marat nennen. Die Anklagen erschallen zu gleicher Zeit auch gegen den Gemeinderath von Paris. Die Wuth steigt auf das Höchste. Alles läuft und stürmt durch einander, und man glaubte jeden Augenblick, daß ein förmliches Gefecht beginnen werde. — Nun besteigt der Abgeordnete Osselin die Redner=

bühne und schreit mit gräßlich durchdringender Stimme: „Wer ist der schändliche Verräther, der die Frechheit hat, unter uns zu sitzen, und nach einer Dictatur zu streben?! Man nenne ihn ohne Scheu!" — Jetzt drängt ihn Rebecqui, ein Abgeordneter von Marseille und Barbaroux's Feind, von dem Rednerstuhl weg, den er selbst besteigt und mit vernehmlicher Stimme spricht er: „Du bist es, Robespierre, den ich anklage, nach der Dictatur zu trachten; du bist es, den ich anklage, die besten Patrioten, die beredtesten und muthigsten Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung dem blutigen Stahl der Septembermörder überliefern zu wollen."

Mit dem unbändigsten Beifallklatschen wurde dieser Ausruf von den Girondisten aufgenommen. Die Maratisten, welche in dem Convente die Minderzahl ausmachten, schäumten vor Wuth. Aller Augen waren auf Robespierre gerichtet. Man erwartete, daß er den Rednerstuhl besteigen und sich vertheidigen würde. Allein er that es nicht; er hatte alle Fassung, alle Gegenwart des Geistes so sehr verloren, daß er außer Stande war, sich zu vertheidigen. Sein Freund Danton half ihm aus dieser Verlegenheit. Mit der schrecklichen Stimme, durch welche er sich auszeichnete, rief er, daß es im Saale wiederhallte:

„O! welch ein schöner Tag für die Nation, welch ein schöner Tag für die Republik ist der heutige!

Er bringt zwischen uns eine brüderliche Erklärung. Ist ein Verbrecher vorhanden, so muß sein Kopf fallen! Aber eine so wichtige Anklage muß von dem Ankläger unterzeichnet werden. Wäre ich der Ankläger, so würde ich die Anklage ohne Bedenken unterzeichnen; gesetzt auch, daß dadurch der Kopf meines vertraatesten Freundes springen müßte!" — Nun suchte er die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu leiten. „Ich bin bereit, fuhr er fort, euch mein öffentliches Leben ganz zu schildern. So lange ich Minister war, habe ich die ganze Kraft meines Charakters auf die Geschäfte gewandt. Ich habe in den Staatsrath allen den Eifer und alle die Thätigkeit gebracht, deren ein von Liebe für sein Vaterland glühender Bürger nur fähig ist!" — Nachher entschuldigte er Marat, dessen Schriften er lobte, wobei er aber zugleich versicherte, daß er an denselben keinen Theil habe. „Lasset uns," beschloß Danton seine Rede, „lasset uns aus dieser Debatte Nutzen für das gemeine Beste ziehen. Lasset uns die Todesstrafe darauf setzen, wenn sich jemand unterstünde, sich zu Gunsten des Dictatoriums oder des Triumvirats zu erklären! Lasset uns die Todesstrafe darauf setzen, wenn jemand vorschlüge, Frankreich zu zerstückeln, und die Einheit der Stellvertretung zu zerstören! (Die Girondisten wollten Frankreich zu einer Republik von dreiundachtzig föderirten Staaten machen.) Ich

verlange, daß der Nationalconvent als Grundlage der Regierungsform, die er errichten will, festsetze, daß nur Eine Stellvertretung, nur Eine Vollziehung seyn soll!"

„Ei, Bürger Danton," fiel ihm Buzot in die Rede, „woher wissen Sie, daß irgend Jemand den Gedanken habe, diese Einheit zu zerreißen? Gerade um dieselbe zu erhalten, haben wir beschlossen, daß der Nationalconvent von einer aus den dreiundachtzig Abtheilungen gewählten Leibwache umgeben seyn solle. Sie verlangen die Todesstrafe gegen denjenigen, der das Triumvirat oder das Dictatorium einführen wollte: aber nicht gegen das Dictatorium muß man eine Strafe decretiren, sondern gegen die Maßregeln, die zu demselben führen. Ist erst einmal ein Dictator aufgestanden, so möchte es wohl zu spät seyn, ihn bestrafen zu wollen."

Robespierre, welcher sich indessen erholt hatte, trat jetzt auf den Rednerstuhl und suchte mit dem Wortschwalle, der ihm immer zu Gebote stand, den ungünstigen Eindruck, welchen Rebecqui's Anklage auf den Convent gemacht hatte, auszulöschen. „Nicht meine eigene Sache," so fing er an, „nicht meine eigene Sache will ich vertheidigen, sondern die Sache des öffentlichen Wesens. Wenn ich mich rechtfertige, so dürft ihr nicht glauben, daß ich mich mit mir selbst beschäftige, sondern mit dem Vaterlande. Ich bin es, der in der constituirenden Versammlung drei

Jahre lang alle Factionen bekämpft hat; ich bins, der gegen den Hof gekämpft hat; ich bins, ich bins .... (Hier fielen ihm mehrere Mitglieder in die Rede und verlangten, er solle von der Sache, nicht von seinen Thaten sprechen; er solle sagen, was er denke, nicht was er in seinem ganzen Leben gethan habe.) Robespierre fuhr, ohne auf das Geschrei seiner Collegen zu achten: „Es ist doch wahrlich nichts Geringes, drei Jahre lang einen unwiderleglichen Beweis meines Patriotismus gegeben zu haben. Ich bin es ... (neue Unterbrechung) ich bin es, der in der constituirenden Versammlung hat decretiren lassen.... (Ei, das wollen wir nicht wissen; wir verlangen bloß zu wissen, ob du Dictator habest werden wollen!) Ich sagte, daß die beiden Decrete ....“ (Abermalige Unterbrechung.) Robespierre fährt wüthend fort: „Ich fordere die Gerechtigkeit des Nationalconvents gegen einige ihrer Mitglieder auf, die meine Feinde sind ...“

„Das sind wir alle!“ ertönte es durch den ganzen Saal.

Robespierre ließ sich nicht irre machen. „Man verlangt, fuhr er fort, daß ich bloß auf die Frage antworten solle: ob ich die Dictatur, oder das Triumvirat vorgeschlagen habe? Ich erkläre, daß diese Anklage nicht gegen mich, sondern gegen das öffentliche Wohl gerichtet ist. Wo sind eure Beweise? Ihr klaget mich an, aber werdet ihr es auch

wagen, eure Anklage schriftlich einzugeben? Wer wird dieselbe unterschreiben? . . ."

Barbaroux stand auf und rief: „Ich will sie unterschreiben, ich will dich anklagen! Sobald ich und meine Marseiller nach Paris gekommen waren, beschied man uns zu Robespierre. Wir fanden ihn in Gesellschaft seiner Freunde. Man sagte uns, wir müßten uns mit denjenigen Bürgern vereinigen, die Popularität hätten. Der Bürger Panis zeigte auf Robespierre und sagte: „Dieß ist der tugendhafte Mann, der unumschränkter Dictator in Frankreich werden muß." Wir gaben zur Antwort: die Marseiller wollen weder einen König noch einen Dictator." — Barbaroux bewies nunmehr, daß der ganze Pariser Bürgerrath nach dem 10. August Antheil an diesem Complotte gehabt habe.

Panis stand jetzt auf, um sich zu vertheidigen. „Barbaroux, sagte er, hat mich unrecht verstanden. Barbaroux, der gute Barbaroux, der rechtschaffene Barbaroux, der Patriot Barbaroux, kann mir unmöglich im Ernst eine solche Absicht zutrauen."

Barbaroux wiederholte und bekräftigte, was er gesagt hatte.

„Dennoch, rief Panis, dennoch ist es nicht wahr! Wo ist Jemand, außer Barbaroux, der behaupten kann, ich hätte Robespierre zum Dictator vorgeschlagen?"

„Das

„Das kann ich, sagte Rebecqui, denn ich war zugegen.“

Bei diesen Worten verloren nicht nur Robespierre und Panis die Fassung, sondern ihre ganze Partei verstummte. Marat glaubte, eine solche ganze Niedergeschlagenheit erfordere seine Hülfe. Er sprang auf den Rednerstuhl, und wollte anfangen zu sprechen; allein ein allgemeines Murren, Zischen und Klopfen verhinderte ihn daran. Ohne sich hierdurch irre machen zu lassen, wartete er, bis der Lärm etwas aufgehört hatte, und sagte dann: „Es scheint, als wenn sich in dieser Versammlung eine große Anzahl meiner persönlichen Feinde befände.“ — „Wir alle, alle sind deine Feinde!“ rief man von beiden Seiten des Saales.

Marat schaute hohnlächelnd von dem Rednerstuhle auf die Versammlung herab, und sagte ganz kaltblütig, mit einer Unverschämtheit, die Jedermann in Erstaunen setzte, der seinen zu Allem fähigen Charakter nicht vorher schon kannte: „Wahrlich, ich bedaure es herzlich, daß so viele Menschen sich irren, und mir, der ich es so redlich meine, feind seyn können! — — Uebrigens erkläre ich, daß ich ganz allein es bin, der auf den Gedanken gefallen ist, einen Dictator ernennen zu lassen. Ich habe diese meine Meinung gegen verschiedene Deputirte geäußert. Es ist möglich, daß einige derselben diese meine Gedanken wiederholt haben: aber es ist mein

Gedanke, und der Einfall gehört ursprünglich mir, Niemand anders als mir zu. Ich bin seit so langer Zeit von den Verschwörungen eines treulosen Hofes und von den Verrätherelen vieler Bürger überzeugt, daß ich dafür gehalten habe, in so bedrängten Zeiten gebe es kein anderes Mittel, dem öffentlichen Wesen zu helfen, als die Oberaufsicht über die Angelegenheiten des Staates einem ehrlichen, rechtschaffenen und entschlossenen Manne anzuvertrauen, einem aufgeklärten, tugendhaften Patrioten, welcher ohne Ansehen der Person, ohne Furcht das Beil der Gerechtigkeit auf den Nacken aller Verbrecher fallen lasse. Dieß ist meine Meinung, ich erkläre es laut; und wenn eure Gesinnungen sich nicht bis zur Höhe der meinigen erheben können, so ist der Schaden auf eurer Seite!"

Ein allgemeines Gelächter entstand in der Versammlung über diese unsinnige Prahlerei. Vergniaud, der reinste und verständigste der Girondisten, hielt dafür, es sey jetzt nicht Zeit zu lachen. Mit der Miene und dem Anstande eines Mannes, der tief betrübt und gerührt ist, trat er auf den Rednerstuhl und sprach: „Ich zittere vor Abscheu, daß ich hier auf einer Stelle stehen muß, die eben diesen Augenblick ein Mann verlassen hat, der sich in Verläumdung, in Galle und in Blut beständig herumwälzt!"

Chabot und Tallien beschweren sich hierüber, und fragen ihn, ob er allenfalls die Verurtheilung meine, die das Chatelet gegen Marat ausgesprochen habe, weil er Lafayette entschleiert habe. Vergniaud bleibt bei seinen Worten und bedauert, einem Menschen antworten zu müssen, der sich nicht von den wider ihn erlassenen Urtheilssprüchen gereinigt habe, einem Menschen, der mit Verläumdungen, Blut und Galle überfüllt sey. Bei diesen Worten erhebt sich ein neuer Lärmen, allein Vergniaud fährt mit Festigkeit fort, und nachdem er von der Pariser Abordnung David Dussaules und einige andere Mitglieder ausgenommen hat, nimmt er das berüchtigte Rundschreiben des Gemeinderaths in die Hand und liest es vor. Allein da es schon bekannt ist, so bringt es nicht die Wirkung hervor, wie eine andere Schrift, welche der Abgeordnete Boileau vorliest. Es ist ein Blatt von Marat, an demselben Tage gedruckt, und in welchem er sagt: „Ein einziger Gedanke betrübt mich, nämlich der, daß alle meine Bemühungen, das Volk zu retten, zu nichts führen werden, ohne einen neuen Aufstand. Wenn ich die meisten Conventsglieder betrachte, so verzweifle ich an dem öffentlichen Wohle; wenn in den acht ersten Sitzungen die Grundlagen der neuen Verfassung nicht festgesetzt sind, so erwartet nichts von dieser Versammlung. Fünfzig Jahre Verwirrung werden folgen, aus der euch nur ein wahrhaft vaterlandsliebender

und staatskluger Dictator reißen kann. „O Volk von Schwätzern, wenn du zu handeln verstündest.“ Oft wird die Vorlesung dieses Blattes durch ein Geschrei des Unwillens unterbrochen. Kaum ist sie beendigt, so erheben sich eine Menge Mitglieder gegen Marat. Die einen drohen ihm, und rufen: „Nach der Abtei, unter die Guillotine!“ andere bedecken ihn mit Verachtung. Er antwortet auf alle diese Angriffe nur durch ein neues Grinzen.

Boileau verlangt ein neues Anklage-Decret, und die Mehrzahl der Versammlung will abstimmen. Marat besteht mit Kaltblütigkeit darauf, gehört zu werden. Man will ihn nicht anders hören, als an den Schranken; endlich aber wird ihm doch die Rednerbühne bewilligt. Er fordert nach seiner Gewohnheit seine Freunde zum Anstande auf. Was die Urtheilssprüche betrifft, die man sich nicht entblödet hat, ihm vorzuwerfen, so macht er sich eine Ehre daraus, weil sie der Preis seines Muthes sind. Ueberdieß hat das Volk ihn durch seine Abordnung in die Versammlung freigesprochen, und zwischen ihm und seinen Anklägern entschieden. Was die eben verlesene Schrift betrifft, so ist er weit entfernt, sich nicht als ihr Verfasser bekennen zu wollen, denn die Lüge nahte nie seinem Munde, und sein Herz kennt die Furcht nicht. „Einen Widerruf von mir verlangen,“ setzt er bei, „heißt verlangen, daß ich etwas nicht sehen soll, was ich sehe, daß ich nicht

fühlen soll, was ich fühle, und es giebt unter der Sonne keine Macht, welche mich zu dieser Umkehrung aller Ideen bringen könnte; ich kann für die Reinheit meiner Gesinnung stehen, allein meine Ansicht kann ich nicht ändern; sie kömmt aus der Natur der Sache selbst."

Marat erklärt sodann, daß er diesen öffentlichen Anschlag schon vor zehn Tagen habe drucken lassen, und daß sein Buchhändler ihn wider seinen Willen noch einmal gedruckt habe; daß er aber in dem ersten Stücke des Journal de la république eine neue Auseinandersetzung seiner Grundsätze gegeben habe, welche erst der Versammlung genügen werde, wenn sie ihn hören wolle.

Man läßt ihn wirklich diesen Artikel vorlesen, und die Versammlung wird durch die gemäßigten Ausdrücke Marat's in diesem „Mein neuer Weg," überschriebenen Aufsatze etwas besänftigt und behandelt ihn mit weniger Strenge; er erhält selbst ein Zeichen der Billigung. Allein nun besteigt er die Rednerbühne auf's neue mit seiner gewohnten Frechheit, um seinen Amtsgenossen eine Vorlesung über die Gefahren des Jähzornes und des Vorurtheiles zu halten. Wenn seine Zeitung nicht gerade an diesem Tage erschienen wäre, so hätten sie ihn, wirft er ihnen vor, ohne weitere Untersuchung in den Kerker geworfen. „Allein," sagt er, indem er eine Pistole zeigt, die er immer bei sich trug, und sie an die Stirne setzt, „ich hatte

etwas bei mir, das mir meine Freiheit erhalten hätte, ich hätte mich auf der Rednerbühne selbst durch den Kopf geschossen. Das ist die Frucht meiner Arbeiten, meiner Gefahren, meiner Leiden! Aber ich bleibe unter euch, um eurer Wuth zu trotzen." Bei diesen Worten Marat's geräth die Versammlung wieder in den heftigsten Unwillen, und ruft: er sey ein Narr, ein Schurke; und lange herrscht eine gränzenlose Verwirrung.

Die Berathung hatte mehrere Stunden gedauert, und doch hatte man über den Plan, eine Dictatur von Triumvirn einzuführen, nichts bestimmtes erfahren, wohl aber rücksichtlich des Charakters der verschiedenen Parteien und ihrer Stärke viel gelernt. Man hatte gesehen, daß Danton gefällig und voll guten Willens für seine Amtsgenossen war, unter der Bedingung jedoch, daß sich diese um sein Betragen nichts bekümmerten; Robespierre hatte sich voll Stolz und Galle gezeigt, Marat hatte durch seine Gemeinheit und seine Frechheit Erstaunen erregt, war von seiner eigenen Partei zurückgewiesen worden, hatte sich aber Mühe gegeben, die Gemüther an sein gräßliches System zu gewöhnen; alle drei machten in der Umwälzung der Dinge durch verschiedene Eigenschaften und durch verschiedene Laster ihr Glück, waren unter sich nicht einig, verläugneten sich gegenseitig, und hatten offenbar nur die jedem Menschen

angeborne Liebe zum Einfluß, von welcher aus zur Zwingherrschaft noch ein weiter Schritt ist.

In der Mitte des Versammlungssaales häufte sich eine beträchtliche Anzahl rechtlicher, aber friedliebender Abgeordneten zusammen, welche die Meinungen der Girondisten theilten, übrigens aber nicht im Stande waren, an dem Streite anders als durch Abstimmen Antheil zu nehmen, sich daher in der Menge verbargen und Sicherheit in der Unberühmtheit suchten.

Ihre große Anzahl in der Versammlung, die große Achtung, welche man dieser noch zollte, der Eifer, mit welchem sich die Partei der Jakobiner und des Gemeinderaths gegen sie zu rechtfertigen suchte, alles dieses beruhigte sie. Sie gefielen sich in dem Gedanken, daß das Ansehen des Conventes mit der Zeit hinreichen werde, die Unruhestifter zu zähmen; sie wollten gerne die Anwendung der Kraft noch verschieben, und warfen den Girondisten selbstgefällig vor, daß ihre Angriffe voreilig seyen. Bis jetzt war diese mittlere Menge noch verständig und unpartheiisch, manchmal etwas eifersüchtig auf die zu häufige und zu glänzende Beredtsamkeit der rechten Seite; allein bald wurde sie vor der Gewalt schwach und feig. Man nannte sie die Ebene, im Gegensatze der linken Seite, welche der Berg genannt wurde; hier saßen alle Jakobiner, einer über dem andern. Hier sah man alle Abgeordneten von Paris; diejenigen aus dem Departement, welche ihre Ernennung dem Briefwechsel

der Clubbs verdankten; diejenigen endlich, welche man seit ihrer Ankunft schon gewonnen hatte, indem man sie von der Nothwendigkeit überzeugte, den Feinden der Umwälzung keine Gnade wiederfahren zu lassen. Man zählte unter ihnen einige ausgezeichnete Männer, strenge, bestimmte, folgerechte Denker, denen die Theorien und die Menschenfreundlichkeit der Girondisten als mystische Träumereien mißfielen. Doch waren die Bergmänner noch wenig zahlreich. Die mit der linken Seite verbundene Ebene bildete eine sehr große Mehrheit, welche Pethion den Vorsitz gegeben hatte, und die Angriffe der Girondisten auf die September-Unthaten billigte, mit Ausnahme der Persönlichkeiten, welche ihr zu vorschnell und zu wenig gegründet erschienen.

Man ging von den gegenseitigen Anschuldigungen der beiden Parteien zur Tagesordnung über, allein die Beschlüsse des vorigen Tages wurden beibehalten, und drei Punkte blieben fest stehen: 1) die Forderung eines genauen und getreuen Berichtes des Ministers des Innern über den Zustand von Paris; 2) die Abfassung eines Gesetzes-Entwurfes gegen die Urheber von Mordthaten und Plünderungen; 3) die Aufsuchung von Mitteln zur Versammlung einer Departementalwache für die Sicherheit des Conventes. Was den Bericht über den Zustand von Paris betraf, so konnte man, da Roland ihn zu erstatten hatte, zum Voraus wissen, in welchem Sinne und mit welchem Nachdruck er abgefaßt seyn würde; nicht

weniger hoffte man von dem mit Bearbeitung der beiden ebengenannten Gesetzes-Entwürfe beauftragten Ausschusse, da er ganz aus Girondisten bestand. Buzot, Lasource, und Kersaint waren Mitglieder desselben.

Gegen diese beiden Gesetzesvorschläge waren die Deputirten vom Berge am meisten entrüstet. Sie fragten, ob man das Martialgesetz und die Blutscenen auf dem Marsfelde erneuern wolle, und ob der Convent sich Trabanten und Leibwächter beilegen wolle, wie der König. Sie erneuerten bei dieser Gelegenheit, wie ihnen die Girondisten vorwarfen, alle die vom Hofe gegen das Lager von Paris angeführten Gründe.

Nachdem man sich auf diese Weise von 10 Uhr des Morgens bis Abends 6 Uhr gestritten hatte, wurde endlich die Sitzung mit dem Dekrete beschlossen: „daß der französische Staat eine einzige und ungetheilte Republik ausmachen solle."

Um 8 Uhr Abends fing der Convent seine Sitzung wieder an. Sogleich erschien eine Gesandtschaft des Pariser Bürgerraths vor den Schranken, um sich gegen die Vorwürfe, die Vergniaud diesem Bürgerrathe am Vormittage gemacht hatte, zu vertheidigen. Folgendes war die Rede dieser Abgesandten:

„Ihr sehet vor Euch eine Gesandtschaft des vorläufigen Bürgerrathes. Wir kommen als freie Menschen, um freien Menschen die Wahrheit zu sagen. Es

ist wahr, daß wir an mehrere Bürger-Behörden der französischen Republik Commissarien gesandt haben. Aber was für einen Auftrag haben wir ihnen gegeben? Keinen andern als den, die brüderliche Eintracht zu verbreiten, deren wir so sehr bedürfen, um den Feind zurückzuschlagen. Diese Instruktion hatten sie erhalten; diese Gesinnung sollten sie verbreiten: haben sie ihre Vollmacht überschritten, so kommt es Euch zu, sie zu bestrafen. Wir verlangen blos Freiheit; wir wollen die Verräther zermalmen, und allen unsern Feinden Schrecken einjagen."

Am 30. September erschienen die Abgesandten einer Sektion der Stadt Paris vor den Schranken, beklagten sich abermals über den Bürgerrath, und verlangten seine baldige Absetzung. „Wir kommen," sagte der Redner, „jene ungerechten Magistratspersonen bei Euch anzuklagen, welche ihre Gewalt beständig zu behalten suchen, um Unordnung und Anarchie fortdauernd zu machen. Endlich ist es Zeit, daß die Gesetze wieder herrschen, und daß die Gewalt der Stellvertreter des Volkes anerkannt werde!"

Einige Mitglieder des Convents brachten ebenfalls Klagen gegen den Bürgerrath vor; B o u r d o n und T a l l i e n hingegen vertheidigten denselben. Der Convent verwies diese Sache an den Minister Roland.

Der Briefwechsel des Generals Dillon mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel war dem National-Convent übersandt worden, und wurde nun vorgelesen. Einige Mitglieder bezeugten ihre Unzufriedenheit laut darüber. Es entstand ein allgemeines Geschrei des Mißvergnügens. „Was,“ rief man, „ein General macht Friedensvorschläge! Das ist ein Verbrechen! eine Verrätherei!“ — Merlin von Thionville stand auf, und sagte: „Der Brief des Generals Dillon beweist deutlich die Verrätherei dieses Generals und ist ein würdiges Gegenstück zu seinem Betragen im Lager bei Pont sur Sambre, nach den Begebenheiten des 10. August. Ich trage darauf an, daß ein Anklage-Decret gegen Dillon abgegeben werde!“ Die Versammlung war geneigt, ein solches Decret gegen Dillon abzugeben, als Chabot bemerkte, der Brief an den Landgrafen sey vielleicht eine bloße Kriegslist, und man müsse dieß vorher untersuchen. Kersaint vertheidigte den General Dillon, und sagte: „vielleicht habe der General den Brief auf Befehl des Generals Dumouriez schreiben müssen.“ Couthon widerlegte Kersaint, und verlangte, daß das Anklage-Decret gegen Dillon sogleich abgegeben werden solle. Nach langen Debatten wurde endlich beschlossen, daß der vollziehende Staatsrath Dillons Betragen untersuchen, und dem Convente darüber Bericht abstatten solle.

Blicke auf das Ministerium.

Noch hatten die Girondisten den größten Theil der Behörden der Departemente für sich. Diese waren meistens entweder Constitutionelle oder Feuillants, welche der 10. August mit Schrecken erfüllt hatte, und die sich glücklich fühlten, wenn sie sich der gemäßigten Partei anschließen konnten. Der Minister Roland erhielt ihren Eifer durch seine energischen Rundschreiben, in welchen man meistens den lebhaften und feurigen Styl seiner Frau erkannte. Diese Dame wollte wie eine alt-republikanische Römerin handeln, suchte aber die französische Artigkeit und Höflichkeit, so gut als es sich thun ließ, damit zu vereinigen, und forderte den Anstand wenigstens in Sprache und Manieren. Ihre Freundschaft und ihren Enthusiasmus bewies sie durch vorzügliche Auszeichnungen, die indessen nichts von den Schwächen der Liebe hatten. Ihr streng-republikanischer Geist war vielen Deputirten ein Anstoß, so wie es andern ihr umfassender Schöngeist war. Uebrigens besaß sie und ihr Mann einen unerschütterlichen Muth. Für die ihnen so theure Republik zu sterben, schien beiden der wünschenswertheste Märtyrertod.

Seitdem Danton aus dem Ministerium getreten war, schien Roland in demselben sehr fest zu stehen. Garat, Dantons Nachfolger, war ein großer Freund der Girondisten, und wollte überall die Ansichten und

Fortschritte der gesunden Vernunft verbreiten, die er als die schönste Eroberung des Jahrhunderts betrachtete. Sein Talent für Lobreden wandte er auf die Revolution und ihre wärmsten Vertheidiger an; die etwas sophistische Unpartheilichkeit, die er ausübte, wurde gegen seinen Wunsch oft die Ursache des Verderbens seiner Freunde.

Ein anderer Umstand aber machte die großmüthigsten Projekte Rolands und seiner Frau scheitern. Die Sache war folgende: Servan war aus Liebe zur Ruhe und wegen schwächlicher Gesundheit aus dem Ministerium getreten, und Roland suchte für den Schweizer Pache dessen Stelle zu erhalten, während er sich aber aus nachstehenden Gründen den Schein gab, als wollte er ebenfalls aus demselben treten.

Er war nämlich im offenbaren Streite mit dem Bürgerrathe der Stadt Paris sowohl, als mit der Parthei der Maratisten. Diese letztern konnten ihm das Ansehen von unbestechlicher Tugend und von katonischer Strenge, welches er sich zu geben suchte, nicht verzeihen, weil diese Tugend ein nur desto gehäßigeres Licht auf die von ihnen begangenen Frevelthaten warf. Aus diesem Grunde suchten die Maratisten, durch alle nur mögliche Mittel, den Minister Roland aus seiner Stelle zu verdrängen. Da man wußte, daß er dieselbe nicht freiwillig niederlegen würde, so erfand Danton einen Plan, der so fein angelegt war, daß er beinahe gelungen wäre. Er ließ den Mini-

ster Roland zu einem Mitgliede des Convents wählen, in der Erwartung, daß Roland, so wie auch er gethan hatte, seine Ministerstelle niederlegen und die Stelle eines Deputirten dagegen annehmen würde. Nun war aber dafür gesorgt, daß bei der Wahl des Ministers ein gesetzwidriger Fehler vorfiel, der die ganze Wahl ungültig machte, der aber verborgen blieb. Hätte also der Minister seine Stelle niedergelegt, um Deputirter zu werden, so würde man diesen Fehler an das Tageslicht gebracht die Wahl Rolands zum Convents-Deputirten für ungültig erklärt, und auf diese Weise Herrn Roland sowohl seiner Ministerstelle, als seiner Stelle eines Deputirten des Convents beraubt haben. Anfänglich schien dieser Plan zu gelingen. Roland schrieb am 25. September an den Convent und erklärte: daß er zum Mitgliede desselben gewählt worden sey, und daß er wegen der vielen, mit seiner Ministerstelle verbundenen Mühseligkeiten, dieselbe niederlegen, dagegen aber seinen Platz in dem Convent einnehmen wolle. Er schlug zu gleicher Zeit demselben einen Mann vor, der an seiner Statt zum Minister der innern Angelegenheiten könnte gewählt werden, nämlich Hrn. Pache, einen Schweizer. „Es giebt unstreitig," so drückt sich Roland in seinem Briefe an den Convent aus, „es giebt unstreitig viele Bürger, die fähig wären, diese schwierige Stelle zu bekleiden. Ich kenne aber nur einen, und ich

will ihn nennen. Er ist eben so bescheiden, als weise und kenntnißvoll. Sein Charakter wird von allen geschätzt, die Umgang mit ihm haben; seine Kenntnisse können aber nur von denjenigen gehörig geschätzt werden, die seine Arbeiten kennen. Mit den verschiedenen Theilen der Staatsverwaltung ist er völlig bekannt und hat sich lange damit beschäftigt. Geld und Glücksgüter, die er verachtet, hatte er schon aufgegeben, um Ruhe und Freiheit in den Gebirgen der Schweiz zu suchen. Zur Zeit der Revolution war er nach Frankreich zurückgekommen, um der Freiheit zu dienen. Seinen klugen Rathschlägen bin ich viel schuldig. Er ist ein Feind alles dessen, was auffällt, und hat daher viele Stellen ausgeschlagen... Als Minister wird er der Republik sehr nützlich seyn. Der Mann, von dem ich spreche, ist der verehrungswürdige Pache. Ich erfülle, wie mein Gewissen mir sagt, eine Pflicht, und ich diene dem Vaterlande, indem ich ihn vorschlage."

Durch diese bewirkte Abdankung des Ministers Roland war ein Theil des Planes der Maratisten ausgeführt. Um nun diesen Minister an der Rückkehr in seine Stelle zu verhindern, schlugen sie vor, und der Convent beschloß am 29. September: daß die Minister nicht aus den Mitgliedern des Convents gewählt werden könnten. Allein die Girondisten, Anhänger Rolands, welche die ihnen gelegte Falle merkten, thaten an demselben Tage den Vorschlag:

der Convent möchte den Minister Roland ersuchen, an seiner Stelle zu bleiben. Buzot unterstützte diesen Vorschlag nachdrücklich, und hielt Roland eine große Lobrede. Die Maratisten widersetzten sich mit Wuth. Man stritt sich heftig von beiden Seiten. Barrere war von keiner Partei. Er lobte zwar Roland, hielt es aber dem öffentlichen Wesen für gefährlich, einen Mann an seiner Stelle für unentbehrlich zu halten.

Dennoch war die Mehrheit der Mitglieder dafür, den Vorschlag anzunehmen, als Danton aufstand und mit Bitterkeit sagte: „Wenn ihr den Vorschlag annehmet und den Minister ersuchet, an seiner Stelle zu bleiben, so trage ich darauf an, daß die Frau Roland ebenfalls darum ersucht werde; denn es ist bekannt, daß der Minister nichts thut, ohne sie erst um Rath zu fragen."

Rolands Anhänger murrten über diesen unanständigen Ausfall, und bemühten sich noch eifriger als vorher, die Sache durchzusetzen. Dann trat Cambon auf und bemerkte, daß ein Minister, den man ersuche, an seinem Posten zu bleiben, dadurch minder verantwortlich werde. Nun erklärte Buzot: diese Bemerkung leuchte ihm so ein, daß er seinen Vorschlag selbst zurücknehmen wolle; und niemand bestand nun weiter darauf.

Am folgenden Tage (30. September) schrieb der Minister Roland an die Versammlung, er wolle

sei-

seine Stelle nicht niederlegen, sondern an seinem Posten bleiben, weil er sehe, daß die Mehrheit der Mitglieder dieses wünsche. Daß man sich über die Eintracht, in welcher er mit seiner Frau lebe, aufhalte, rechne er sich zur Ehre; überhaupt aber sehe er, nach einer reiflichen Ueberlegung, wohl ein, daß es seinem Vaterlande zum großen Vortheile gereichen werde, wenn er Minister bleibe.

Dieser etwas prahlerische Brief wurde von der Mehrheit mit Beifallklatschen aufgenommen, und es ward beschlossen, denselben drucken zu lassen, und ihn an die dreiundachtzig Abtheilungen Frankreichs sowohl als an alle Armeen zu senden.

Der Streit zwischen den Girondisten und den Maratisten wurde mit großer Wuth betrieben, und von beiden Seiten wurden alle Mittel angewandt, um sich gegenseitig zu stürzen. Die Maratisten waren dadurch mächtig, daß sie den Pariser Bürgerrath und den Commandanten der Nationalgarde, Santerre, folglich die ganze bewaffnete Macht der Stadt Paris, auf ihrer Seite hatten; die Girondisten hatten die Mehrheit in dem Convent für sich.

Indessen war es Roland gelungen, Pache an Servans Stelle als Minister zu bringen, aber von diesem Augenblick an wurde der empfohlene Schützling der grausamste Feind seines Beschützers. Niederträchtigkeit, Heuchelei, Undankbarkeit, Grau-

samkeit und Ungereimtheit, dieß war das Bild desjenigen Menschen, der Rolands Zutrauen zu erschleichen gewußt hatte, und den dessen Frau mit den edelsten Philosophen des Alterthums zu vergleichen in Versuchung kam. Nichts war ihm leichter gewesen, als seiner Unbedeutenheit den Schein der Bescheidenheit zu geben. Sein oft schmutziger Geschmack hatte für eine tugendhafte Liebe zur Einfachheit gegolten. Seine ganze Uneigennützigkeit hatte darin bestanden, alle geringeren Stellen auszuschlagen, um sich der größern würdig zu machen zu scheinen. Kaum war er zum Kriegsminister ernannt, als er sich auch unter Robespierre's und der Jakobiner Schutz stellte. — „Sie werden Roland verfolgen und anklagen," sagte man ihm, und er antwortete: „O, von ganzer Seele." Er behauptete, ein ächter Republikaner zu seyn, weil er des schwärzesten Undankes fähig war. Pache's Anstellung gab allen Lasterhaften und Thoren Hoffnungen und Ansprüche auf Ehrenstellen und Aemter. Jeder, der eine, auch nur scheinbar gegründete Anklage unterzeichnet hatte, konnte auf eine Commis-, eine Agenten-, eine Armeelieferanten-Stelle u. s. w. Rechnung machen. Kaum hatten die Bureaus unter den Maitressen-Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. mehr schlechte, untaugliche und unwissende Subjecte aufzuweisen, als unter Pache's Ministerium und Robespierre's noch verborgener Dictatur. Sogar die Meuchelmörder der

Septembertage stellte Pache an, indem er sie ehrwürdige Familienväter nannte. Die Rechnung des Kriegswesens konnte niemals abgeschlossen werden, sagt Madame Roland in ihrer Denkschrift, denn wie konnte man Rechnungen von Männern verlangen, die jeden Abend Roland anklagten. Die Unordnung wurde so groß, daß zuletzt (in weniger als drei Monaten) die Jakobiner sich genöthigt sahen, ihrem getreuen Pache das Amt eines Maire's von Paris zu ertheilen, was sein Unglück wurde. Die Unmöglichkeit, in der er sich befand, seine Niederträchtigkeit im Zaum zu halten, stellte ihn unter noch schimpflichere Gesetze als die von Robespierre, und dieser konnte keine Niederträchtigkeit dulden, die nicht unter seinen Befehlen stand.

Der Jakobiner-Clubb.

Es ist nunmehr Zeit, daß wir diesen Tyrannen, diesen Robespierre, in dem Centrum seines Reiches, d. h. im Jakobiner-Clubb, betrachten. Dieser Clubb war jetzt ein zweiter Convent, der auf den eigentlichen Convent mit despotischer Gewalt wirkte. Von Reinigung zu Reinigung war er so weit gekommen, daß seine Mitglieder meistens nur aus blutdürstigen Ungeheuern bestanden. Hier waren keine Barnave und Lameths, kein Vergniaud oder Guadet

mehr zu finden. Die bei weitem größere Anzahl seiner Mitglieder konnte auf die befriedigendste Art jener berüchtigten Frage Dubois: „Was hast du gethan, um den Galgen verdient zu haben?“ antworten. Eng verbunden mit allen Clubbs in ganz Frankreich, so wie mit den Häuptern der jetzt siegreichen französischen Armee, und allen Stürmen und Ungewittern mit eiserner Stirne trotzend, schienen sie dazu geboren, alles niederzuschmettern, und ihr Reich schien unzerstörbar, wie das des Todes. Ihre Sitzungen hielten sie fortwährend unter den düstern Hallen des Klosters, welches ehedem den Liguisten zum Zufluchtsort gedient hatte, und Jakob Clemens schien der Hölle zu entsteigen, um ihre Mordlust zu leiten. — Ça ira und die berüchtigte Carmagnole ertönten unaufhörlich neben dem Marseiller Marsch in diesen unheiligen Hallen, wo man nur Rache und nichts als Rache zu kennen schien, und bei den Festen dieser Menschen athmete ein wilder, barbarischer, grausamer Geist.

Wir wollen aber einstweilen zum Kriegstheater zurückkehren, denn das des Schreckens und der furchtbarsten Gräuel, die je Teufel in Menschengestalten verübten, werden wir unsern Lesern immer noch zu frühe eröffnen.

Fernere Kriegsbegebenheiten. — Die Preußen räumen Verdun und Longwy.

Die militärische Lage Frankreichs hatte sich jetzt gewaltig verändert; es war noch nicht Mitte Octobers und der Feind war nicht nur aus allen Theilen Frankreichs zurückgeschlagen, sondern die Truppen der Republik hatten sogar an drei Stellen das Gebiet derselben überschritten, waren in das der Feinde gedrungen und auf allen Seiten Sieger.

Die Preußen hatten sich, wie wir bereits berichtet haben, aus dem Lager bei Lune zurückgezogen, den Weg durch den Argonne-Wald genommen und die Heerstraßen und Felder mit ihren Todten und Kranken bedeckt. Hätten die französischen Feldherren mit völliger Uebereinstimmung gehandelt, und die ihnen so günstigen Umstände mit Ernst und Thätigkeit benützt, so wäre die Niederlage der Preußen vollkommen gewesen.

Verdun war durch Capitulation von den Preußen wieder an die Franzosen überliefert worden, worüber der General Dillon folgenden Bericht an den Kriegsminister sandte:

„Im Lager zu Regres bei Verdun, am 11. October 1792, im ersten Jahre der Republik.“

„Bürger-Minister! In meinem gestrigen Briefe habe ich Ihnen Nachricht gegeben, daß der Feind eine Bewegung gemacht habe, daß er in der Nacht vom 10. auf den 11. sein Lager abgebrochen habe

und über die Maas gegangen sey. Ich habe Ihnen gemeldet, daß ich mich in Marsch setzen würde, um mich der Anhöhen von Regres und Glorieux zu bemächtigen. In der That habe ich auch gestern früh eine Batterie von sechs Zwölfpfündern und vier Achtpfündern auf der Anhöhe von St. Barthelemy, ungefähr 350 Klafter von der Zitadelle von Verdun, errichtet, ohne daß mir der Feind ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Sobald meine Batterie zum Schießen fertig war, habe ich durch einen meiner Adjutanten und einen Trompeter dem Commandanten der Stadt die beiliegende Aufforderung übersandt, ihm aber zugleich befohlen, seine Botschaft nicht zu übergeben, falls der Commandant ein österreichischer Officier seyn sollte. Bald nachher verlangte der preußische General Kalkreuth eine Unterredung mit mir in dem Dorfe Glorieux. Ich begab mich dahin, begleitet von dem General Galband. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der General Kalkreuth aufs Lebhafteste den Frieden wünsche, und daß er durch gänzliche Räumung des französischen Gebiets von der preußischen Armee denselben zu erlangen suche. Gegen Abend erhielt ich von dem General Courbiere die Antwort auf meine Aufforderung. Ich habe dieselbe sogleich dem General Kellermann sowohl als den Commissären des Nationalconvents zugesandt; und demzufolge wird eine Compagnie Grenadiere von Kellermanns Armee und eine

von meiner Armee heute mit den Herren Galbaud und Valence Besitz von dem Thore Secours der Citadelle von Verdun nehmen. Der General Kellermann wird Ihnen von den Anordnungen, die er in Rücksicht auf diese Stadt treffen wird, Nachricht geben."

„Abschrift der Aufforderung, welche der General-Lieutenant Arthur Dillon an den Commandanten der preuß. Truppen zu Verdun hat ergehen lassen."

„Im Lager zu Regres, am 11. October 1792, im ersten Jahre der Republik."

„Der General Dillon, welcher eine französische Armee commandirt, die unter Verdun gelagert ist, schlägt dem Herrn Commandanten Sr. Königlichen Preuß. Majestät zu Verdun und in der Citadelle vor, ihm diesen Platz zu übergeben, und denselben entweder sogleich, oder in einer bestimmten Zeit heute noch zu räumen. Unter dieser Bedingung verspricht der General, den Rückmarsch der preußischen Truppen nicht zu beunruhigen, und sogar die Wegbringung der Kranken, die im Stande sind, weggebracht zu werden, zu beschützen. Wenn der Herr Commandant diesen Vorschlag annimmt, dessen Zweck es ist, unnöthiges Blutvergießen zu verhüten, so wird er dadurch einer mörderischen Belagerung ausweichen,

die heute noch anfangen soll. Ich sende den Oberst-lieutenant Scheneß, meinen Adjutanten, welcher diesen Brief übergeben und mir die Antwort überbringen wird."

„Antwort des preußischen General-Lieutenants Courbiere an Dillon, General-Lieutenant und Commandanten der Armee der Ardennen."

„Verdun, am 11. October 1792."

„Ich habe Befehl vom Könige, Ihnen in Antwort auf die Aufforderung, die Sie an mich haben ergehen lassen, zu antworten, daß morgen, am 12. des laufenden Monats, am Vormittage, das Thor Secours geöffnet werden, und von den königlichen Truppen und den französischen Truppen gemeinschaftlich besetzt werden soll. Der Zeitpunkt der gänzlichen Räumung von Verdun kann am 14. Statt finden, und die Kranken, welche transportirt werden können, sollen auf Wagen vom Lande, die man bezahlen wird, nachfolgen. Auf diese Weise bin ich bevollmächtigt, über die Punkte der Capitulation übereinzukommen. Uebrigens habe ich mit den Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung die Ehre zu seyn, u. s. w."

„von Courbiere,
General-Lieutenant in preußischen Diensten."

Am 12. October wurde die folgende Capitulation geschlossen:

„Da Se. Maj. der König von Preußen beschlossen hat, die Stadt Verdun zu räumen, so ist zu diesem Zwecke die folgende Uebereinkunft zwischen den Herren von Courbiere, General-Lieutenant in preußischen Diensten, Cyrus Valence, General-Lieutenant der Armeen der französischen Republik, und Franz Thomas Galbaud, Marechal de Camp, welche zu diesem Zwecke von ihren Committenten hinlänglich bevollmächtigt sind, geschlossen worden:

1. „Am 14. des laufenden October-Monats werden die preußischen Truppen die Stadt Verdun vor Mittag räumen, um sich mit dem, diesem Corps zugehörigen Gewehre, Geschütze und Gepäcke auf denjenigen Weg zu begeben, der sie am besten zur preußischen Armee in der Gegend dieser Stadt führen wird.“

2. „Das sämmtliche grobe Geschütz, welches in der Stadt Verdun bei ihrer Uebergabe gefunden worden, so wie alles, was sich in den Magazinen gefunden hat, soll dem hiezu ernannten Generale der französischen Armee getreulich überliefert werden.“

3. „Die sämmtlichen Kranken, welche im Stande sind, nach den Hospitälern der Armee gebracht zu werden, sollen, so wie Se. Maj. es gut findet, weggebracht werden. Diejenigen, die nicht weggebracht werden können, sollen, bis zu ihrer gänzlichen Genesung, in den Hospitälern, so wie sie jetzt sind, blei-

ben, und auf Kosten Sr. preußischen Maj. verpflegt werden. Nachher soll es ihnen frei stehen, sich auf dem kürzesten Wege zur preußischen Armee zu begeben, ohne daß sie auf irgend einen Fall zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, ehe sie wieder zu ihrer Armee gekommen sind. Und damit die Wiedergenesenen ganz sicher wieder zu ihren Truppen gelangen können, so machen sich die französischen Generale verbindlich, denselben Pässe in bester Form zu geben."

4. „Alle Sr. preuß. Maj. zugehörigen Effecten sollen frei weggebracht werden dürfen."

5. „Sogleich nach Genehmigung und Unterzeichnung dieses Vertrages werden die französischen Truppen das Secours-Thor der Citadelle mit einer nicht über hundert Mann starken Compagnie Gensd'armerie besetzen."

6. „Am 14. October Vormittag werden die preußischen Truppen Verdun geräumt haben; und um allen Unordnungen, die in unvorhergesehenen Fällen sich ereignen möchten, zuvorzukommen, werden die französischen Bürger-Generale ihre Truppen nicht eher in Verdun einrücken lassen, als nachdem der Nachtrab der preußischen Truppen durch das Chaussee-Thor wird ausgezogen seyn."

7. „Sollte durch ein Mißverständniß, oder durch irgend einen Zufall, gegen alle Erwartung, sich irgend eine Uebertretung der obigen Capitulation zutragen,

so soll dieß keinen Einfluß auf den gegenwärtigen Vertrag haben, und es soll derselbe darum nichtsdestoweniger getreulich vollzogen, und die deßfalls Schuldigen bestraft werden."

8. „Um diesem Vertrage alle nöthige Kraft zu geben, soll derselbe doppelt ausgefertigt, von den obenerwähnten Bürger-Commissären unterzeichnet, und mit dem Wappen der preußischen sowohl, als mit dem Wappen der französischen Nation gesiegelt werden."

„Morgen am 13., um zehn Uhr, stehet es dem General Kellermann frei, für sich oder für irgend einen andern Officier seiner Armee sein Hauptquartier in der Citadelle von Verdun zu nehmen. Das aus der Citadelle in die Stadt führende Thor soll mit einer Compagnie preußischer und einer Compagnie französischer Truppen besetzt werden. Er darf nicht mehr, als noch zwei andere Compagnien und fünfundzwanzig Reuter einrücken lassen."

„Verdun, am 12. October 1792."

„Galbaud, Valence."
„De Courbiere."

In dieser Capitulation geschah der Hessen, der Oesterreicher, der Ausgewanderten, und sogar der Einwohner von Verdun, keine Erwähnung: diese wurden in die Capitulation nicht mit eingeschlossen.

Am 14. October räumten die Preußen die Stadt Verdun und ließen beträchtliche Magazine in derselben zurück. Am 15. und 16. blieb die Armee bei Chatillon stehen, um sich wieder unter ihre Compagnien zu sammeln. Die Kanonen wurden nicht ohne große Mühe fortgebracht und vor dem Versinken im Moraste gerettet. Die französische Armee, welche den Preußen auf dem Fuße nachfolgte, und die von ihnen verlassenen Lager sogleich besetzte, verhielt sich ganz ruhig: allein die Bauern aus der benachbarten Gegend bewaffneten sich mit den in Menge weggeworfenen Gewehren und der weggeworfenen Munition. Sie griffen den Nachtrab der preußischen Armee an, erschossen einen Husaren, machten einige Soldaten zu Gefangenen und plünderten sie rein aus. Diese Gefangenen wurden jedoch durch die französischen Husaren befreit und mit einem Trompeter an die preußische Armee zurückgeschickt. Pferde fielen in Menge, und die Anzahl der Kranken nahm noch täglich zu.

Am 20. October stand die Armee bei Longwy. Schon am 17. October hatte der Herzog von Braunschweig einen Adjutanten mit einem Trompeter an den General Kellermann gesandt, um eine Unterredung zu verlangen. Kellermann antwortete, er könne sich in keine Unterhandlung einlassen, so lange sich die preußische Armee auf dem französischen Gebiete befinde; auch müsse die Uebergabe von

Longwy bei jeder Unterhandlung ein vorläufiger Artikel seyn. Der Herzog von Braunschweig erbot sich, dem General Kellermann am 26. October die Festung Longwy zu übergeben; allein Kellermann bestand darauf, daß Longwy schon am 22. geräumt werden müsse. Dieß wurde bewilligt, und in Rücksicht auf die Festung Longwy die folgende Capitulation geschlossen:

„Da Se. Maj. der König von Preußen beschlossen hat, die Stadt und Festung Longwy zu räumen, so ist die gegenwärtige Uebereinkunft zwischen uns Unterzeichneten, dem Bürger Cyrus Valence, General-Lieutenant der Armeen der Republik, und dem Grafen von Kalkreuth, General-Lieutenant Sr. Maj. des Königs von Preußen, die beide mit der nöthigen Vollmacht versehen sind, geschlossen worden:

1. „Am 22. des laufenden Monats wird das französische Thor der Stadt und Festung Longwy den französischen Truppen übergeben, und die Stadt innerhalb vierundzwanzig Stunden nachher ganz geräumt."

2. „Sämmtliches Geschütz sowohl, als die Magazine, sollen in dem Zustande, in welchem sie sich bei der Einnahme der Festung befanden, dem vom General Kellermann zu ihrer Uebernahme ernannten Officiere übergeben werden."

3. „In Ansehung der Kranken wird wie bei der Uebergabe von Verdun verfahren.

4. „Der General Kalkreuth wird einen Officier absenden, um den Abzug der Truppen zu melden, sobald dieselben ganz durch das Burgunder-Thor gezogen seyn werden, um jedem Unheil vorzubeugen.“

3. „Sollte sich etwa ein unvermutheter Zufall ereignen, so soll derselbe doch keine Abänderung in den oben gemeldeten Capitulationspunkten veranlassen. Die Schuldigen sollen bestraft, und der Vertrag vollzogen werden.“

6. „Um diesen Vertrag desto authentischer zu machen, so soll derselbe mit dem Siegel des französischen Volkes und dem Siegel Sr. Majestät des Königs von Preußen besiegelt werden.“

„Am 17. October 1792.“

„Cyrus Valence,
General der Armee der Republik.“
„Graf von Kalkreuth,
General-Lieutenant der Armeen des Königs von Preußen.“

Die Franzosen thaten sich nicht wenig darauf zu gut, daß in dieser Capitulation sowohl als in der von Verdun ihre Generale als Generale der französischen Republik anerkannt worden

waren, daß im sechsten Artikel der vorstehenden Capitulation ein Siegel des französischen Volkes anerkannt wurde; und daß in demselben Artikel sogar des französischen Volkes noch vor dem Könige von Preußen Erwähnung geschah.

Am 22. October 1792 verließ die preußische Armee das französische Gebiet, und übergab die Festung Longwy den Republikanern.

Die Armee der französischen Prinzen bestand beinahe aus lauter Adeligen, wozu noch einige französische Cavallerieregimenter, die übergegangen waren, und einige in Deutschland errichtete Corps kamen. Die Stärke der ganzen Armee hat man nie erfahren können; es blieb dieses ein Geheimniß des Generalstabes, welches selbst den Prinzen nicht mitgetheilt wurde; aber man kann behaupten, daß diese Armee wenigstens 25,000 Mann stark gewesen sey.

Die Truppen waren in drei Hauptcorps vertheilt. An der Spitze des größten und ansehnlichsten dieser Corps, welches am Rhein und an der Mosel, bei Trier, Coblenz und in der umliegenden Gegend lag, befanden sich die beiden Brüder Ludwigs XVI. Das zweite Hauptcorps lag in den Niederlanden, und wurde von den beiden Generalen, dem Grafen von Egmont und dem Marquis de la Queille, angeführt. Das dritte Corps befand sich im Breisgau, und bestand aus der sogenannten Mirabeau'schen Legion.

Bei dem Einzuge der vereinigten Armee in Frankreich hatte man die französischen Ausgewanderten in drei Abtheilungen getheilt und dreien Armeen zugegeben. Die beiden Brüder des Königs blieben mit einem Corps von 15 bis 16,000 Mann bei der preußischen Armee, und unter ihnen führten die beiden Marschälle von Frankreich, Broglio und Castries, das Commando. Der königlich preußische General-Lieutenant der Reiterei, Herr von Schönfeld, erhielt von dem Könige den Auftrag, von preußischer Seite die Oberaufsicht über dasselbe zu führen. Er kam am 16. Juli zu Bingen an, woselbst die Prinzen ihr Hauptquartier hatten.

Ein zweites Corps Ausgewanderter, von dem Prinzen von Condé angeführt, und nicht so stark als das erste, stieß zu der österreichischen Armee im Breisgau. Ein drittes Corps, unter Anführung des Herzogs von Bourbon, vereinigte sich in den Niederlanden mit der Armee des Herzogs von Sachsen-Teschen.

Die französischen Prinzen verließen mit ihrem Corps Bingen am 2. August, und marschirten über Kirchberg, Gunzerode, Berick, Halsberg, Trier, Grevemachern, Bredemus und Rademachern vor Thionville. Dieses Corps machte den linken Flügel der preußischen Armee aus, welche über Luxemburg gegen Longwy vorrückte. Thionville wurde vergeblich aufgefordert und berennt. Die Ausgewanderten hatten

kei-

keine Kanonen, kein Belagerungsgeschütz; sie mußten also, da man ihnen die Festung nicht freiwillig übergab, die Belagerung aufheben. Man verlangte von dem Commandanten zu Luxemburg, dem Baron von Schröder, das schwere Geschütz, er schlug es aber ab. Hierauf verließen die Prinzen mit ihrem Corps Thionville und marschirten über Ometz und Spincourt nach Verdun, wo sie am 13. September ankamen. Bei Dun gingen sie über die Maas nach Busanzy, kamen hier mit der vereinigten Armee in gleiche Höhe, und machten die äußerste Colonne rechter Hand von derselben aus. Am 18. gingen sie bei Vouziers über den Aisne-Fluß. Ueber Sulppe kamen sie am 20. September nach Somme Tourpe, und blieben, während des Waffenstillstandes, bis zum 29. daselbst stehen. Sie sollten hier den Rücken der großen Armee sichern, und die beiden Wege nach Chalons und Rheims beobachten.

Am 30. traten die Ausgewanderten ihren Rückmarsch an. Sie verließen ihr Vaterland, um zum Theil dasselbe niemals wieder zu betreten. Am 1. October kamen sie nach Vouziers und blieben daselbst bis zum dritten. Am 4. gingen sie über die Aisne, zogen sich, linker Hand der Oesterreicher, unter dem General Clairfait, über le Chene le populeur nach Sey, besetzten die beiden engen Pässe les grandes Armoises und die Höhe bei dem Dorfe Stonne. Aus dem Dorfe les grandes Armoises

wurden die Ausgewanderten von den bewaffneten Bauern vertrieben. Bei dem Dorfe Stonne griffen die Bürgersoldaten abermals an, wurden aber in die Flucht gejagt, und zwei Dörfer von den Ausgewanderten in Brand gesteckt. Von hier ging der Marsch über Stenay, Marville, Longuion, Lexy und Longwy nach Arlon in den österreichischen Niederlanden und von da ins Lüttich'sche.

Am Ende des Monats November machte der General-Lieutenant von Schönfeld der Prinzenarmee im Namen des Königs bekannt, daß sich der König von dieser Zeit an schlechterdings auf keine weitere Unterstützung einlassen wolle. Nun blieb den unglücklichen Ausgewanderten nichts übrig, als auseinander zu gehen, ohne zu wissen, was sie thun, und wovon sie leben sollten.

Von dieser Zeit an wurden die französischen Ausgewanderten überall vertrieben, an keinem Orte geduldet, nicht einmal so lange, daß sie von den Beschwerlichkeiten einer Reise hätten ausruhen können. Man floh sie, verabscheute sie, verweigerte ihnen sogar die Gastfreundschaft und versagte ihnen die dringendsten Bedürfnisse des Lebens. Schon am 23. October ließ die Regierung der österreichischen Niederlande in Rücksicht auf die französischen Ausgewanderten die folgende Verordnung ergehen:

„Da Se. Majestät den Beschwerden vorbeugen wollen, welche für das gemeine Wesen aus dem großen Zuflusse der französischen Ausgewanderten von allen Ständen in dieses Land entstehen könnten, so hat sie, auf Berathen der durchlauchtigsten General-Gouverneure, für gut befunden, festzusetzen und zu verordnen, wie sie hiemit festsetzt und Folgendes verordnet:

1. „Die unter der Armee der französischen Prinzen dienenden oder ihr zugehörigen Ausgewanderten sollen sich sonst nirgendwo aufhalten oder bleiben dürfen, als in den Oertern, die zu den Cantonirungen dieser Armee angewiesen sind. Alle diejenigen, die sich in irgend einer andern Stadt dieses Landes einfinden, sollen von den Polizeibedienten angehalten werden, mit Beihülfe des Militärs, wenn es nöthig ist, um sie zurückzutreiben; auch sollen sie als Störer der öffentlichen Ruhe gestraft werden.“

2. „Die übrigen französischen Ausgewanderten, welches Standes oder Ranges sie auch seyn mögen, geistliche oder weltliche, die kein Haus oder keine Wohnung gemiethet haben, sollen in Zeit von acht Tagen, von der Bekanntmachung dieser Verordnung an zu rechnen, das Land räumen, bei Strafe als Landstreicher behandelt zu werden.“

3. „Alle diejenigen unter den Ausgewanderten, die, dem vorhergehenden Artikel zufolge, im Lande

bleiben dürfen, müssen innerhalb der nämlichen Zeitfrist von acht Tagen dem Justiz= oder Polizeibeamten ihres Wohnortes eine genaue und richtige Anzeige ihrer Tauf= und Zunamen sowohl, als derjenigen Personen übergeben, die ihre Familie und ihr Gesinde ausmachen, nebst einer genauen Anzeige ihrer Wohnung und ihres letzten Wohnplatzes, den sie in Frankreich hatten, so wie auch ihres Standes oder ihrer Profession. Diejenigen, welche diese Anzeige unterlassen würden, oder es sich herausnehmen, weiße Cocarden oder weiße Federbüsche zu tragen, sollen der nämlichen Strafe unterliegen und das Land räumen müssen."

4. „Die Justiz= und Polizeibeamten sollen die Anzeigen, die sie zufolge des vorhergehenden Artikels werden erhalten haben, den Fiscalräthen ihrer jederseitigen Provinzen einhändigen, welche alsdann dieselben der Regierung übersenden werden."

Aehnliche strenge Verordnungen gegen die französischen Ausgewanderten ergingen in den meisten andern europäischen Ländern. In Deutschland wurden sie gar nicht geduldet. Und was das Maas des Unglücks dieser Flüchtlinge voll machte, war, daß ihnen der Nationalconvent den Rückweg in ihr Vaterland bei Todesstrafe versperrte, und aller ihrer, in Frankreich liegenden, Güter sich bemächtigte.

Während der Zeit, da der Herzog von Braunschweig mit dem Generale Dumouriez unterhandelte, machte die österreichische Armee, unter Anführung des Herzogs von Sachsen-Teschen, einen Versuch, die wichtige Festung Lille durch einen Ueberfall wegzunehmen, indem zu einer förmlichen und regelmäßigen Belagerung die Jahreszeit bereits verstrichen war. Am 24. September rückte der Herzog, dessen Hauptquartier schon seit einiger Zeit zu Tournay gewesen war, mit seiner Armee, die ungefähr 30,000 Mann stark war, gegen Lille vor, und verlegte sein Hauptquartier nach Flers, einem Dorfe unweit Lille, im französischen Flandern. Am folgenden Tage erließ der Herzog an die Einwohner jener Gegend folgende Proclamation:

„Da die unglücklichen Ereignisse in Frankreich Se. Maj. den Kaiser, als guten Nachbar des französischen Flanderns, bewogen haben, den rechtschaffenen Einwohnern dieser Provinz zu Hülfe zu kommen, und ihren rechtmäßigen König nebst seiner königlichen Familie aus der unglücklichen Lage zu befreien, welche sie drückt: so erklären wir durch die gegenwärtige Schrift, daß alle Diejenigen, welche ihre Waffen niederlegen, und sich dem Schutze unterwerfen werden, den Se. Maj. der Kaiser ihnen anbietet, als Freunde behandelt, und alles Schutzes des Gesetzes theilhaftig seyn; — daß aber Diejenigen,

die sich widersetzen werden, als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn behandelt werden sollen."

"Gegeben in Unserem Hauptquartiere vor Lille am 24. September 1792.

Albrecht.

Die Besatzung von Lille machte sich sogleich zum Widerstande bereit, und that schon am 25. September einen Ausfall. Indessen bemächtigte sich die kaiserliche Armee einer Vorstadt, Fisves genannt, und fing an, sich daselbst zu verschanzen. Die Besatzung der Festung unterhielt aber ein so heftiges Feuer auf die Belagerer, daß das Hauptquartier des Herzogs einige Tage später von Flers weiter rückwärts, nach Anappe, verlegt wurde. Das Feuer der Oesterreicher that der Stadt großen Schaden.

Am 29. forderte der Major Dastre, im Namen des Herzogs, die Festung zum zweitenmal auf. Der Herzog schrieb an den Commandanten derselben:

"Herr Commandant! Die Armee Sr. Maj. des Kaisers, über welche ich die Ehre habe das Commando zu führen, befindet sich vor Ihren Thoren. Die Batterien sind aufgerichtet. Die Menschlichkeit macht es mir zur Pflicht, mein Herr, Sie nebst Ihrer Besatzung aufzufordern, mir die Stadt und Citadelle von Lille zu übergeben, um das Blutvergießen zu verhüten. Wofern Sie Sich weigern, so werden Sie mich, gegen meinen Willen, nöthigen, eine reiche und bevölkerte Stadt zu bombardiren,

die ich zu schonen wünschte. Ich verlange ohne Verzug eine kategorische Antwort."

Albrecht,
Fürst von Sachsen-Teschen.

Zugleich erließ der Herzog auch an den Bürgerrath der Stadt Lille die folgende Aufforderung:

„Da ich, meine Herren, mit der Armee Sr. kais. Maj., die meiner Sorgfalt anvertraut ist, mich vor Ihrer Stadt befinde, so komme ich, Sie aufzufordern, mir dieselbe nebst der Citadelle zu übergeben, und den Einwohnern den mächtigen Schutz des Kaisers anzubieten. Sollte man aber durch einen vergeblichen Widerstand, die Anerbietungen verkennen, die ich thue, so sind die Batterien errichtet und bereit, die Stadt zu beschießen; dann wird der Bürgerrath seinen Mitbürgern für alles das Unglück verantwortlich seyn, welches die nothwendige Folge davon seyn würde."

Albrecht,
Fürst von Sachsen-Teschen.

Der Commandant antwortete:

„Herr General-Commandant! Die Besatzung, welche ich die Ehre habe zu befehligen, ist, sowohl als ich, entschlossen, uns eher unter die Trümmer dieser Stadt zu begraben, als dieselbe unsern Feinden zu übergeben: und die Bürger, welche, so wie wir, ihrem Eide, „frei zu leben oder zu sterben,"

getreu bleiben, theilen unsere Gesinnungen, und werden uns aus allen Kräften unterstützen."

Lille den 29. September, im ersten Jahre der französischen Republik, um Mittag."

Rûault,

Marechal de Camp, Commandant von Lille."

Antwort des Bürgerrathes:

„Wir haben so eben, mein Herr, unsern Eid erneuert, der Nation getreu zu bleiben, und die Freiheit und Gleichheit aufrecht zu erhalten, oder auf unserem Posten zu sterben. Wir sind keine Meineidige."

Gegeben auf dem Rathhause am 29. September.

Der Bürgerrath.

André, Maire, Rochart, Stadtschreiber.

Sobald diese Antworten im Lager angekommen waren, fingen die Oesterreicher das Bombardement an. Am 30. Sept. war es so schrecklich, daß die Stadt an mehreren Orten zugleich brannte. Eben so dauerte es an den folgenden Tagen fort. Allein ungeachtet dieses heftigen Feuers, ungeachtet ein Theil der Stadt schon verbrannt war, so zeigten dennoch die unglücklichen Einwohner einen so unerschütterlichen Muth in der Vertheidigung ihrer Stadt, daß sie über den Trümmern ihrer Häuser den Eid wiederholten, frei zu leben oder zu sterben. Die kaiserliche Armee hob daher den 8. Oktober die Belagerung auf.

„Die Bomben und glühenden Kugeln," sagt ein

englischer Schriftsteller, „waren hauptsächlich gegen den Theil der Stadt gerichtet, welchen die ärmeren Bürger bewohnten: erstlich, um die kostbaren Gebäude einer Stadt zu schonen, von welcher man hoffte, sie werde bald dem Kaiser gehören; zweitens aber, um die zahlreichste Classe der Einwohner gegen die Reichen aufzubringen, und durch sie den Commandanten zur Uebergabe zwingen zu lassen. Aber diese Absicht schlug fehl, und der Patriotismus der Bürger wuchs mit jeder Stunde. Bewunderungswürdig war der Muth und die Behendigkeit, womit sie die glühenden Kugeln ergriffen und bei Seite stießen, ehe sie Zeit hatten, das Holz zu entzünden. Zu diesem Behuf erfand man eiserne Zangen. Die Städte Armentieres, Bethüne, Arras, Dünkirchen, Cambray, und andere, sandten Sprützen nach Lille, um das Feuer zu löschen, und Freiwillige in großer Anzahl, um die Stadt zu vertheidigen. Daher sahen sich die Oesterreicher genöthigt, von der Stadt abzuziehen, nachdem sie drei ganze Straßen im Viertel St. Sauveur und viele andere Häuser in verschiedenen Theilen der Stadt niedergeschossen hatten. Es giebt wenige Häuser, worein nicht einige Kugeln drangen; und die Einwohner bewahren dieselben als kostbare Reliquien auf."

Die Franzosen nehmen Speier und Worms.

Seitdem der Graf von Erbach mit dem unter seinem Befehle stehenden Corps aufgebrochen war, um

zu der vereinigten Armee zu stoßen, blieb die Rheingegend unbesetzt, und in desto größerer Gefahr, weil der Churfürst von der Pfalz sich für neutral erklärt hatte. Der General der französischen Rheinarmee, Biron, hielt den Zeitpunkt für bequem, um in jener Gegend einen Einfall zu versuchen. Das große kaiserliche Magazin zu Speier, sechs Stunden von der französischen Festung Landau, wurde nur von 3000 Mann bewacht, 2000 Mainzern und 1000 Oesterreichern, unter den Befehlen des churmainzischen Obristen Winkelmann. Dieser Officier erfuhr, daß die Franzosen die Absicht hätten, ihn anzugreifen. Er machte daher Anstalten zur Vertheidigung. Auch bat er um Verstärkung, aber er erhielt keine. Am 29. September ließ er des Abends die Kriegskasse, die Kranken und das Gepäcke von Speier nach Mannheim aufbrechen, um es in Sicherheit zu bringen. Die Wagen kamen um 12 Uhr des Nachts vor den Thoren von Mannheim an. Hier wurde aber die churfürstliche Neutralität so strenge beobachtet, daß die Wagen nicht in Mannheim einrücken, und nicht einmal durch die Stadt ziehen durften. Bis um 7 Uhr des Morgens blieb alles vor dem Thore; dann erhielt der Offizier, welcher den Zug unter seinen Befehlen hatte, die Erlaubniß, nach Bezahlung eines ansehnlichen Brückengeldes, über die Neckarbrücke nach dem churmainzischen Amte Virnheim zu ziehen.

Nachdem sich der Oberst von Winkelmann auf diese Weise des unnöthigen und überflüssigen Gepäckes entledigt hatte, erwartete er am 29. Sept. von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens den Feind. Die ganze Nacht hindurch standen seine Truppen unter den Waffen vor den vier Thoren von Speier. Die Franzosen kamen nicht und die Truppen rückten wieder in ihre Quartiere. Endlich gegen 12 Uhr Mittags erschien ein Corps von 16 bis 17000 Mann Franzosen, unter der Anführung des Generals Custine (Mitglieds der constituirenden Nationalversammlung), den der General Biron zu dieser Expedition beordert hatte. Bis 3 Uhr that das in Speier liegende Corps Widerstand; endlich aber mußte es der Uebermacht weichen. Es defilirte durch Speier nach der Rheinhauserfahrt, eine Stunde von der Stadt. Hier wollte es über den Rhein setzen. Zum Unglück waren aber alle Schiffe jenseits des Flusses: es blieb also nichts übrig, als sich dem Feinde durch Kapitulation gefangen zu geben. Die mündlich geschlossene Capitulation enthielt: daß die Armatur sowohl, als die Pferde der Gemeinen und das Geschütz in der Stadt an die Franzosen abgegeben werden sollten; die Officiere hingegen sollten ihre Armatur, Bagage und Equipage behalten und der gemeine Mann alles, bis auf die Armatur. Sodann wurden die Gemeinen, vom Feldwebel abwärts, 2546 Mann, am ersten October nach Landau gebracht.

Die Offiziere mußten einen Revers unterschreiben, daß sie in diesem Kriege gegen Frankreich nicht mehr dienen wollten; nachher wurden sie, gegen die Capitulation, ausgeplündert und nach Hause geschickt. Daß sich der Oberst von Winkelmann nicht vorher der Fahrzeuge am Rhein bemächtigte, um auf alle Fälle seines Rückzuges gewiß seyn zu können, wurde ihm mit Recht zur Last gelegt.

In seinem Berichte an den General Biron meldete Custine, er sey beinahe todt vor Hunger und Müdigkeit, denn die Truppen hätten 22 Stunden unter den Waffen gestanden.

Die Soldaten fingen in Speier an zu plündern, Custine aber hielt gute Mannszucht und ließ einige von den Anführern sogleich todtschießen. Die Magazine von Speier befahl Custine so schnell als möglich nach Landau zu bringen, und in der Stadt schrieb er eine Brandschatzung von 500,000 Livres aus.

Am 4. Oktober kam der von Custine abgeschickte General Neuwinger mit einem Corps von 6000 Mann und 32 Kanonen nach Worms, bemächtigte sich der Stadt, und forderte eine Brandschatzung von 1,200,000 Livres, wovon dem Fürstbischoff 400,000 Livres, dem Domkapitel 200,000 Livres, und der Stadt 600,000 Livres angesetzt wurden. Uebrigens hielt Neuwinger gute Mannszucht, Niemands Eigenthum wurde verletzt. Der Professor am Gymnasium zu Worms, Böhmer, reiste zu Custine, und wur-

de von ihm zum Sekretär angenommen. Böhmer brachte es dahin, daß der Anschlag auf die Stadt von 600,000 Livres auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Da die Brandschatzung zu hoch angesetzt war, als daß dieselbe hätte zusammen gebracht werden können, so wurden Geißeln mitgenommen und nach Landau geführt.

Es war übrigens damals gar nicht Custines Absicht, sich in dieser Gegend länger aufzuhalten. Er eilte vielmehr so schnell als möglich hinweg zu kommen, weil er den österreichischen General, den Grafen von Erbach, fürchtete, von welchem er glaubte, daß derselbe mit 12,000 Mann gegen ihn anrücke.

Die anfänglich auf 1,200,000 Livres angesetzte Brandschatzung von Worms wurde durch Böhmers Einfluß, der den General Custine noch an die, vorher vergessenen, Stifter und Klöster erinnerte, auf 1,480,000 Livres erhöht, wobei jedoch der Stadt, wie oben schon erwähnt worden, 300,000 Livres abgenommen wurden.

Am Tage der Einnahme von Worms schrieb der jetzt übermüthig gewordene Custine an den Grafen von Oberndorf, dirigirenden Minister zu Mannheim, folgenden Brief:

„Im Hauptquartier zu Speyer
am 4. Oktober 1792.“

„Mein Herr!“

„Es thut mir leid, daß ich mich genöthigt sehe, mich an Ew. Excellenz zu wenden, um Ihnen mein

Erstaunen über die Nachricht zu äußern, daß die Magazine der Feinde in Mannheim Schutz gefunden haben. Die alten Bundesgenossen des pfalzbairischen Hofes hätten diese Verletzung der Neutralität, zu der sich Se. churfürstl. Durchl. entschlossen, nicht erwartet. Ich kann daher nicht umhin, von Ihnen mein Herr, zu verlangen, daß Sie mir gestatten, die Wahrheit dieses Vorgebens durch Commissarien untersuchen zu lassen, wofern Sie nicht lieber mit der Redlichkeit, die zwischen alten Bundesgenossen herrschen soll, uns diese Magazine selbst anzeigen, und dann zugeben wollen, daß das Getreide, der Haber, das Mehl, u. s. w. in Gegenwart von sechs von mir ernannten, oder von Ihnen selbst gewählten, Commissarien in den Rhein geworfen, das Heu und Stroh aber verbrannt oder in Rhein geworfen werde.“

„Es würde mir sehr nahe gehen, wenn ich, um meiner Pflicht ein Genüge zu thun, mich gezwungen sehen sollte, diese Magazine zu verbrennen, im Falle Sie meinem Verlangen nicht entsprächen. Seyn Sie versichert, daß es mir wehe thun würde, zu diesem äußersten Mittel gegen einen Fürsten schreiten zu müssen, dessen Tugenden ich schon seit langer Zeit verehre. Allein dessen ungeachtet müßte und werde ich mit nicht weniger Thätigkeit dasjenige vollziehen, wozu mich Ihre Weigerung zwingen würde. Ich habe die Ehre, u. s. w.“

„Der General der französischen Armee, Custine.“

Mainz geht an die Franzosen über.

Der Schrecken, welcher durch den Custinischen Einfall in Deutschland in der Gegend am Rheine und weit umher verbreitet wurde, ist unbeschreiblich. Wohlhabende Bürger flohen; Grafen und Herren aus der Gegend schrieben an Custine und verlangten Schutzbriefe. Der Muth und Kühnheit dieses Generals wurde dadurch so groß, daß er einen Angriff auf die wichtige Festung Mainz unternehmen zu dürfen glaubte.

Er wußte, daß viele in Mainz befindliche Personen der Sache der Freiheit sehr anhingen, und er hatte sogar schon Einverständnisse mit einigen derselben. Allein auf den falschen Lärm, daß eine starke preußische und österreichische Armee anrücke, zog er sich wieder zurück; sobald er aber erfahren hatte, daß das Gerücht falsch und durch die List eines preußischen Unterofficiers aus Wiesbaden, Namens Riel, entstanden war, der in allen Dörfern der Umgegend für 30,000 Mann Preußen und Oesterreicher Quartier bestellt hatte, rückte er wieder vorwärts, und kam am 16. Oktober nach Frankenthal, von wo er Böhmer nebst einem Adjutanten seiner Armee aus Straßburg, Namens Stamm, und den Obersten Houchard, der sich verkleiden mußte, als Spionen nach Mainz schickte. Diese drei Männer fuhren zusammen in einer Postchaise bis nach dem Dorfe Weisenau bei Mainz. Hier blieben

Böhmer und Houchard zurück, Stamm aber fuhr in die Stadt. Derselbe behauptete nachher, daß er der Wachsamkeit der Mainzer Regierung durch Pässe entgangen wäre, die er sich durch Böhmers Einfluß in Mannheim zu verschaffen gewußt hätte.

Custine schrieb nach Paris: durch die Gewandtheit und außerordentliche Kühnheit des jungen Stamm hatte ich eine genaue Kenntniß von dem Innern und den schönsten Punkten der Festung Mainz erlangt.

Ueberhaupt war Custine von der ganzen Lage der Festung, wie er selbst gesteht, auf das genaueste unterrichtet. Er schrieb am 18. Oktober von Worms an den General Biron:

„Bürger und lieber College! Noch habe ich Hoffnung, mich in den Besitz von Mainz zu setzen. Ich weiß ganz genau die Anzahl der Soldaten, die darin sind. Durch Einverständnisse, die ich mir in dieser Festung zu verschaffen gewußt habe, kenne ich ganz genau die Art, wie man sie angreifen muß. . . Alle Berichte, die mir zugekommen sind, melden, daß die Oesterreicher noch nicht in diese Gegend marschiren. . . Ich empfehle Ihnen aber, mir von allem Nachricht zu geben, was Sie über die Rückkehr der Oesterreicher erfahren. Ich will immer meine Maßregeln so nehmen, daß ich zurückkehren kann. Wenn ich auch weiter nichts thue, als daß ich den Rückzug der Oesterreicher beschleunige, so daß sie Menschen und Bagage im Stiche lassen müssen, dann habe ich schon

etwas

etwas Großes gethan. Sollte es mir auch nicht gelingen, Mainz wegzunehmen, so habe ich doch immer einen recht kühnen Versuch gewagt.... Ich habe auf jeden Fall unsere Feinde in große Besorgniß gesetzt. Mein Rückzug wird ganz ruhig geschehen können, und ohne alle Gefahr seyn."

Am 18. Oktober zog sich der rechte Flügel der französischen Armee den Rhein hinab und bemächtigte sich aller Schiffe und Nachen. Custine marschirte nach Worms. In der Nacht vom 18. auf den 19. rückte die ganze Armee in drei Colonnen gegen Mainz. Am 19. des Morgens um sieben Uhr war die Stadt Mainz von der linken Seite des Rheins gänzlich berennt; nur der Uebergang über die Rheinbrücke bei Castell blieb noch offen. Die französische Armee, mit welcher die Belagerung einer so wichtigen Festung unternommen wurde, war höchstens 12,000 Mann stark. Ein schwächeres Corps stand weiter rückwärts, um die Belagerung zu decken. Die Belagerungsarmee hatte gar kein Belagerungsgeschütz bei sich: ihre ganze Artillerie bestand aus 45 Kanonen, Achtpfündern und Zwölfpfündern. Die Truppen standen außer der Schußlinie der Kanonen.

Custine ließ die Aussenwerke der Festung durch den General Houchard mit ungefähr 4000 Mann ganz in der Nähe recognosziren. Dieses Corps zog durch Zahlbach nicht weit von den Pallisaden des Linsenbergs und Hauptsteins vorbei, machte gegen

den letztern auf der Anhöhe von Gonsenheim Front, und besetzte die ganze dortige Gegend bis in das Gartenfeld. Als das Corps unter den Festungskanonen vorbeizog, brauchte es die Kriegslist, weiße Fahnen zu zeigen, und laut zu rufen: „Hoch lebe der Prinz von Condé!" Der Commandant des Hauptsteins ließ bei dem Gouverneur anfragen: ob er auch auf den Prinzen von Condé schießen solle. Ehe noch die Antwort zurückkam, hatte sich das Corps bereits hinweggezogen, und war außer dem Schusse. Man hätte doch auch wohl auf den Prinzen von Condé schießen dürfen, wenn er sich den Kanonen der Festung so sehr genähert hätte, ohne vorher seine Ankunft zu melden.

Der Hofrath Wedekind war, unter dem Vorwande, einen Kranken zu besuchen, am 18. des Morgens früh aus der Stadt geritten, und blieb nachher bei dem Belagerungscorps. Seine Familie, die über seine Abwesenheit sehr bekümmert war, tröstete der Major Eickenmayer mit der Versicherung: Wedekind würde von den Franzosen nur so lange aufgehalten, bis sich der Angriff auf die Stadt, entweder auf die eine oder auf die andere Weise, würde entschieden haben. — Ein Beweis, daß beide miteinander einverstanden waren, und nach einem gemeinschaftlichen Plane handelten.

Nach einigen, theils in die Aussenwerke, theils in die Stadt geschossenen Kugeln, welche, wie der Au-

genschein bewies, Achtpfünder und Zwölfpfünder waren, sandte Custine einen Trompeter an den Gouverneur der Festung, Herrn von Gymnich, mit folgender Aufforderung:

Am 19. Oktober 1792."

"Herr General!"

"Die Truppen, welche Sie unter sich haben, können Ihre Stadt vom Untergange nicht retten. Was für Vorwürfe würden Sie Sich nicht zu machen haben, Herr General, wenn Sie an der Wuth Ihres Churfürsten Theil nehmen, und die Ihnen anvertraute Stadt dem Gräuel eines gewaltsamen Angriffes aussetzen wollten. Mit Ihrem Kopfe müßten Sie dafür haften. Die Franzosen, über welche ich das Commando führe, haben zu Speier gezeigt, was sie vermögen. Wenn ich zu ihnen rede, wenn ich ihnen befehle, dann ist nichts im Stande, ihren Muth zu erschüttern. Zaudern Sie nicht; ich warne Sie. Wenige Augenblicke sind Ihnen noch übrig: wofern Sie diese nicht benützen, so ist morgen keine Zeit mehr; eine reiche und glückliche Stadt wird in einen Steinhaufen verwandelt. Sie haben die Wahl, ob Sie die Verwüstung vorziehen, oder die Verbrüderung annehmen wollen, die wir Ihnen anbieten. Eine große Schaar tapferer Kriegsmänner wird Ihre Stadt der ohnmächtigen Wuth verschworner Despoten zu entreißen wissen, die sich einbildeten, daß sie nichts als mit dem Tode ringende Menschen in

Frankreich zurückgelassen hätten. Ihre Armeen sind zu Grunde gerichtet; sie wußten nicht, was es heißt, ein freies Volk zu bekämpfen. Nehmen Sie Antheil an dieser unserer Freiheit; Ihre Waffenbrüder haben bereits das Verfahren kennen gelernt, welches wir einer jeden Nation angedeihen lassen, die sich zu unserm Zwecke vereinigt. Ich erwarte Ihre Antwort, und nehme keine Bedenkzeit an."

Der französische Bürger und General
Custine.

Der Herr von Gymnich gab keine schriftliche Antwort auf diese Aufforderung. Er erklärte aber mündlich: er sey noch gesonnen, die Stadt zu vertheidigen, er verlange aber bis zum 21. Oktober Bedenkzeit, innerhalb welcher er über die Aufforderung nachdenken wolle.

Zur Vertheidigung der Stadt wurden jetzt zwar Anstalten gemacht; allein es fehlte an Allem. Kanonen waren zwar da, aber die Kugeln paßten nicht dazu, und Patronen waren keine vorhanden. Bei dem Laden mußte die Mannschaft die Patronen erst mit Schießpulver füllen und dann die Kugel nachschieben. Da wurde bald die eine Kanone zu stark, bald eine andere zu leicht geladen, und die Schüsse blieben ohne Wirkung. Der Gouverneur verließ sich ganz auf Eikenmayer; dieser aber war mit Custine einverstanden.

Während der Nacht vom 19. auf den 20. geschahen von den Franzosen einige Kanonenschüsse, die aber keinen Schaden thaten.

Am 20. kam die zweite Aufforderung an den Gouverneur, folgenden Inhalts:

„Im Hauptquartier zu Marienborn, am 20. October 1792."

„Herr Commandant!"

„Mein Wunsch, Menschenblut zu schonen, ist so groß, daß ich mit Vergnügen Ihrem geäußerten Verlangen nachgeben und einen Aufschub bis morgen ertheilen würde, um dann Ihre Antwort zu erhalten; aber, Herr Gouverneur, die Wuth meiner Grenadiere ist so heftig, daß ich nicht im Stande bin, derselben Einhalt zu thun. Sie sehen auf nichts, als auf den Ruhm, die Feinde der Freiheit zu bekämpfen, und auf die reiche Plünderung, die der Lohn ihrer Tapferkeit seyn soll; denn, ich sage es Ihnen im voraus, Sie haben keinen regelmäßigen Angriff zu erwarten, sondern einen Angriff mit Sturm."

„Ein solcher Angriff ist nicht allein möglich, sondern es ist auch keine Gefahr damit verbunden. Ich kenne Ihre Festung so gut als Sie selbst, und die Art von Truppen, welche dieselbe vertheidigen soll. Schonen Sie das Blut so vieler unschuldigen Schlachtopfer, so vieler tausend Menschen. Unser Leben ist uns wahrlich nichts werth; wir sind gewohnt, es in

Schlachten auf die Spitze zu bieten, und es ruhig zu verlieren: dann mögen aber auch jene stolzen Leute, die sich weigerten, der Menschlichkeit ein Opfer zu bringen, eingedenk seyn, daß Keiner von ihnen davon kommen wird. Der Ehre der Republik, die sich die Ohnmacht jener Tyrannen zu Nutz machte, welche sie unterdrücken wollten, aber doch vor dem Panner der Freiheit fliehen mußten, bin ich es schuldig, die Wuth meiner tapfern Soldaten nicht zurückzuhalten; und wollte ich es, so wäre es vergeblich. Antwort, Antwort, Herr Gouverneur!"

"Französischer Bürger und General der Armee,
Custine."

Zugleich sandte der General Custine das folgende Schreiben an die Obrigkeit der Stadt:

"Im Hauptquartier vor Mainz, am 20. October 1792,
im ersten Jahr der Republik."

"Vorsteher des Volkes!"

"Vom Volke gewählt, von demselben auserkohren, um sein Glück zu befördern, was kann Euch theurer angelegen seyn, als von demselben die Gräuel des Krieges und die unvermeidlichen Verheerungen einer mit gewaltsamer Hand gemachten Eroberung abzuwenden? — Alle Mittel stehen mir zu Befehl, eure Stadt in Asche zu verwandeln: Röste, zur Verfertigung feuriger Kugeln, Haubitzen und entzündendes Feuerwerk. Ihr kennt die Vollkommenheit unserer

Artillerie: sie erschreckte unsere hochmüthigen Feinde, brachte sie zum Stillschweigen und vereitelte ihre hochfliegenden Plane, welche durch die sträflichen Ränke unserer vormaligen Minister genährt wurden. Euer Churfürst war Theilnehmer ihrer Wuth; die französische Republik wird aber nach ihrer Gerechtigkeit den Wunsch des friedlichen Bürgers von den unsinnigen Projecten eures Fürsten zu unterscheiden wissen. Gebet uns Beweise eurer brüderlichen Einigkeit, öffnet uns die Thore und rechnet auf die brüderliche Behandlung, die ich euch anbiete. Eine zahlreiche Besatzung tapferer Vertheidiger und eine ganze Armee zu ihrer Unterstützung werden euch mit gewaltiger Hand gegen die Drohungen verschworener Despoten in Sicherheit stellen. Vielleicht ist euch die traurige Lage jetzt schon bekannt, in welche ihre Wuth sie stürzte. Ihre Armeen fliehen aufgescheucht vor den Fahnen der Freiheit her; und ohne Gefahr könnt ihr den Ruhm theilen, den unsere kraftvolle Entschließung euch zusichert. Aber hört es, Räthe des Volkes, wenn ihr mich zwingt, das schreckliche Mittel des Krieges anzuwenden, wenn eure Bürger sich als unsere Feinde erklären, so schreibt euch selbst die Gräuel der Plünderung und die gänzliche Einäscherung eurer Stadt zu. Ihr kennt die streitbaren Männer, die Franzosen. Diejenigen, denen ich befehle, hören meine Stimme; ein alter Krieger führt sie an, unter seinen Befehlen ist ihnen nichts un-

möglich. Die Anstalten zu euerm Untergange sind gemacht; der morgende Tag ist der letzte euers Daseyns. Ich kündige euch nichts an, das nicht geschehen wird; ich betrüge euch nicht. Noch wenige Stunden habt ihr Zeit; bedenkt euch, handelt."

„Der französische Bürger-General der Armee,
Custine."

Es wurde jetzt ein Kriegsrath gehalten, und in demselben beschlossen, die Stadt zu überliefern. Demzufolge sandte der Gouverneur, Herr von Gymnich, den Major Eikenmayer nebst einem Trompeter an den General Custine mit folgendem Schreiben:

Mainz, am 20. October 1792."

„Wenn ich die Ehre hätte, von Ihnen persönlich gekannt zu seyn, so bin ich überzeugt, Herr General, daß Sie nicht zu Drohungsmitteln würden gegriffen haben, um mich zur Uebergabe einer Festung zu bereden, von der ich Commandant bin. Ich bin Officier, Herr General, auch Sie kennen dieses Wort; und ich fürchte den Tod nicht, wenn ich meine Pflicht erfülle. Der Antheil, den ich an dem Wohle meiner Mitbürger nehme, und mein Wunsch, denselben die Gräuel eines Bombardements zu ersparen, bewegen mich, und ich habe dazu volle Gewalt von meinem Fürsten, Ihnen die Stadt und Festung Mainz unter nachstehenden Bedingungen zu übergeben:

1. „Die Mainzer Besatzung, mit allen ihren Hülfstruppen ohne Ausnahme, kann frei und mit den Ehrenzeichen des Krieges abziehen; sie kann sich hinbegeben, wohin sie will, und zugleich überläßt man es ihr, selbst die nöthigen Mittel zu ergreifen, um ihre Kriegskasse, Artillerie, Effekten und Gepäcke fortzuschaffen.“

2. „Das Ministerium, die Dicasterien und alle Personen, die in Diensten Seiner churfürstl. Gnaden standen, wie auch die hohe und niedere Geistlichkeit, dürfen mit ihren Effekten auswandern. Jeder Einwohner der Stadt Mainz, er mag gegenwärtig seyn oder nicht, genießt die nämliche Freiheit, und jedem Bürger wird man sein Eigenthum ungekränkt lassen.“

3. „Obgleich mein Fürst in keinen Krieg mit Frankreich verwickelt war, so ist er doch bereit, keinen Antheil daran zu nehmen, und er hoffte daher, daß man sein Eigenthum und seine Besitzungen schonen werde.“

4. „Nach Unterzeichnung dieser Capitulation wird alle Feindseligkeit aufhören, und man wird von beiden Seiten Commissäre ernennen, um den Marsch, Transport, und alles, was dahin einschlägt, festzusetzen.

„B. v. Gymnich,
Gouverneur von Mainz.“

Eikenmayer war um zwölf Uhr in der Nacht mit der Nachricht zurückgekommen, daß Custine geneigt sey, eine Capitulation anzunehmen. Demzufolge wurde der Geheimerath Kalkhof mit dem Major Eikenmayer in das französische Lager geschickt, und folgende Capitulation geschlossen:

„Wir Unterzeichnete, Louis Dominique Munier, Marechal de Camp der französischen Republik, und Anne Rene Joseph Petigny, Kriegscommissär der französischen Armeen, Bevollmächtigte des Generals Custine zur Feststellung der Capitulationsartikel der Stadt Mainz, auf Einer Seite;"

„Und Moritz Kalkhof, Geheimer-Rath des Churfürsten und Erzbischofs von Mainz, und Rudolph Eikenmayer, Ingenieur-Major, von dem Commandanten der Stadt und Festung Mainz, Freiherrn von Gymnich, zur besagten Capitulation Bevollmächtigte, auf der andern Seite, — haben, zu diesem Endzweck vereinigt, nachstehende Artikel festgesetzt:"

„Artikel I. Die Mainzer und andere mit ihnen vereinigten Kreistruppen, ohne alle Ausnahme, sollen frei und mit allen kriegerischen Ehrenzeichen abziehen, und können sich ihren künftigen Aufenthalt nach Belieben erwählen. Sie nehmen ihre Kriegskassen, ihre Artillerie und ihr Gepäcke mit sich, wozu

man ihnen alle nur immer nöthigen Pässe ertheilen wird."

„Artikel II. Da die Besatzung nur aus vier Bataillonen besteht, so darf sie nicht mehr als vier Feldstücke, mit den dazu nöthigen Pferden und Munitionswagen, mit sich führen. Zur Fortbringung ihres Gepäckes wird man ihnen die nöthige Zahl von Schiffen und Fuhren verschaffen."

„Artikel III. Die genannten Mainzer und Kreistruppen machen sich anheischig, von dem heutigen Tage an ein Jahr lang weder gegen die französische Republik, noch gegen die Bundesgenossen derselben zu dienen."

„Artikel IV. Alles zur Festung gehörige Geschütz, alle dahin Bezug habenden Zeichnungen und sonstige Papiere, aller Kriegs- und Mundvorrath, so wie auch die übrigen militärischen Magazine und Einrichtungen, welche sich in der Stadt Mainz befinden, sollen daselbst bleiben und den Commissären überliefert werden, welche der General der französischen Armee dazu ernennen wird."

„Artikel V. Alle in den militärischen Spitälern befindlichen Kranken sollen daselbst auf Kosten ihrer Corps fernerhin verpflegt, und denselben nach ihrer Genesung mit Pässen und sicherem Geleite nachgeschickt werden."

„Artikel VI. Der französische General wird unmittelbar nach der beiderseitigen Genehmigung

gegenwärtiger Capitulation das Rheinbrückenthor und das Gauthor durch zwei Compagnien französischer Grenadiere besetzen lassen."

„Artikel VII. Das Ministerium, die Dicasterien, die hohe und niedere Geistlichkeit und alle in Diensten des Churfürsten befindlichen Personen, haben die Erlaubniß, sich mit ihrer Habe zu entfernen. Jeder gegenwärtige oder abwesende Einwohner von Mainz soll eben dasselbe Recht genießen. Einem jeden von ihnen soll, auf Verlangen, Paß und sicheres Geleit ertheilt werden."

„Artikel VIII. Der französische General nimmt das besondere Eigenthum eines jeden Einzelnen unter den Schutz des Gesetzes, und verbürgt dessen Sicherheit, gemäß den Grundsätzen der französischen Constitution."

„Geschehen und beschlossen durch uns unterzeichnete Commissäre in dem Lager bei Marienborn, unweit Mainz, am 21. October 1792. Im ersten Jahre der französischen Republik."

„Kalkhof,
Gehmr. Sr. churf. Gnad.
zu Mainz."

„Der Bürger, Marechal
de Camp,
„Munier."

„R. Eikenmayer,
churmainzischer Ingenieur-Major."

„A. R. Petigny,
Kriegscommissär."

„Genehmigt durch mich, den Gouvern. von Mainz, am 21. Oktober 1792.

von Gymnich."

„Genehmigt durch den Bürger-General der französischen Armeen. Mainz, am 21. Oktober 1792, im ersten Jahre der Republik.

Custine."

Ein österreichisches Commando, 900 Mann stark, unter dem Befehle des Hauptmanns Andujar, entfernte sich noch vor der Vollziehung der Capitulation aus der Stadt, um sich dem Kaiser zu erhalten. Andujar kam mit seinem Corps über die Rheinbrücke glücklich nach Naßstädten, und datirte von dorther seinen Bericht vom 22. Oktober. In diesem Berichte sagt er: „Es schmerzt mich, daß ich in vierundzwanzigjährigen Diensten hier das erste Mal gegen die Subordination gehandelt habe; aber wie wäre es sonst möglich gewesen, diese 900 Mann dem Kaiser und dem Vaterlande zu erhalten?"

Am 21. Oktober ward die Festung den Franzosen übergeben. Custine nahm seine Wohnung auf dem Schlosse, in den Zimmern des abwesenden Churfürsten. Von da begab er sich nach dem neuen Rathhause, woselbst der Rath und ein großer Theil der Bürgerschaft versammelt war. Hier versicherte er der Bürgerschaft, er sey bloß gekommen, um ihnen die Freundschaft der französischen Republik anzubie-

ten, und es stünde nun in ihrer eigenen Wahl, was für eine Regierungs-Verfassung sie sich geben wollten.

Am 22. Oktober zog die deutsche Besatzung aus Mainz ab. Diese bestand, zufolge eines Berichts des Gouverneurs, aus 2862 Mann. Schon jetzt brach Custine die unterschriebene Capitulation, indem er die Kriegskasse nicht abziehen ließ, sondern dieselbe, bis auf 25,000 Gulden, unter einem nichtigen Vorwande zurückbehielt. Die französische Besatzung betrug ungefähr 6000 Mann.

Auf diese Weise ging eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, ehe sie noch angegriffen war, an die Franzosen über. Hätte sich dieselbe nur wenige Tage gehalten, so würde sie entsetzt worden seyn: denn schon am 26. Oktober, also fünf Tage nach geschlossener Capitulation, waren die Hessen in Coblenz, und am 28. kamen die Preußen dahin; folglich war Mainz in Zeit von eilf Tagen gewiß entsetzt.

Custine fand zu Mainz: 130 Kanonen von Messing, 107 Kanonen von Eisen, 20,983 Bomben, 27,684 Haubitzenkugeln, 7757 Granaten, 250,973 Kugeln, 2305 Kartätschen, 174 Zelten, 1537 gute und 3600 schlechte Flinten, 1772 Musketen, 138,867 Pfund Blei und 468,000 Pfund Schießpulver. — Sollte man nicht mit diesem Vorrathe die Stadt eilf Tage lang haben vertheidigen können?

Der General Custine konnte sich in seiner Freude, eine so wichtige Festung, ohne die mindeste Gefahr, ohne den mindesten Widerstand zu finden, erobert zu haben, nicht fassen, und er hielt sich nun für einen großen General. Am 22. Okt. schrieb er von Mainz an den Kriegsminister:

„Ich sah wohl ein, daß ich kein anderes Mittel hatte, mich dieser Festung zu bemächtigen, als ihre Vertheidiger zu schrecken .... Ich war nicht nur genau unterrichtet, was für Truppen sich in der Stadt befanden, was für eine zahlreiche Artillerie auf den Wällen befindlich war, sondern ich kannte auch die ganze Lage dieser wichtigen Festung. Durch die Geschicklichkeit und die große Dreistigkeit des jungen Stamm hatte ich mir genaue Kenntniß derjenigen Stellen der Festung, die sich in schlechtem Vertheidigungsstande befanden, zu verschaffen gewußt.... Diese nützliche Eroberung verdankt man dem hohen Begriffe, welcher durch die Einnahme von Speier, durch den Muth der französischen Soldaten, die daselbst stritten, durch die Ordnung, die unter der Armee herrscht, und die in ganz Deutschland die tiefste Hochachtung für die Waffen der Republik erregt hat, hervorgebracht worden ist. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Meinung, welche man von der langen Erfahrung des alten Soldaten, der diese Armee befehligt, hegt, etwas dazu beigetragen haben könnte: denn für mich wird es, mitten unter den

Gräueln des Krieges, das größte Vergnügen seyn, wenn ich das Blut unserer Feinde schonen kann. Wegen der von den Oesterreichern bezeigten Furcht, und wegen ihres außerordentlichen Verlangens, die Festung zu verlassen, weil sie sich fürchteten, ermordet zu werden, wie ihnen ihre Officiere versichert hatten, willigte ich ein, daß sie vor der Ankunft der französischen Truppen abziehen könnten, um den Gräueln vorzubeugen, mit denen diese Oesterreicher Mainz bedrohten."

Die Nachricht von der so unerwarteten Eroberung der Festung Mainz setzte ganz Deutschland in Furcht und Schrecken. Man erwartete, daß jetzt Custine, den man allgemein für einen sehr kriegsverständigen General hielt, sich der damals gar nicht besetzten Festungen Coblenz, Ehrenbreitstein und Rheinfels bemächtigen, dadurch sich Meister von dem Laufe des Rheins machen, und die in jenen Festungen enthaltenen wichtigen Magazine wegnehmen würde. Hätte Custine dieses gethan, so würde er eine Verbindung mit den französischen Armeen an der Mosel und in den österreichischen Niederlanden (gegen welche Dumouriez damals vorrückte) gehabt, und den Rückzug der preußischen Armee beinahe unmöglich gemacht, wenigstens sehr erschwert haben; denn nach weggenommenen Magazinen hätte die preußische Armee ihren Rückzug über Wesel nehmen müssen. Frankfurt, Hanau und Gießen würden nachher dem

fran-

französischen General von selbst in die Hände gefallen seyn, und wahrscheinlich hätte er dann, bei einiger Klugheit und Schonung, den Freiheitsbaum bis an die Werre pflanzen können.

Custine wurde sogar daran erinnert, Coblenz wegzunehmen; denn es kam von daher eine Gesandtschaft an ihn, welche ihm die Stadt anbot: allein er hörte nicht darauf; er war viel zu begierig, das reiche Frankfurt zu plündern, als daß er an andere wichtigere Plane hätte denken können. Ueberhaupt zeichnete sich Custine durch seine Habsucht und Geldgierde vor allen andern französischen Generalen aus. Wo er hin kam, da nahm er Geld und was Geldeswerth hatte, mit sich: bei den übrigen französischen Generalen waren Brandschatzungen damals etwas Unerhörtes.

Custine's Gierigkeit, sich der Reichthümer Frankfurts zu bemächtigen, rettete Coblenz, rettete Ehrenbreitstein, rettete Rheinfels, rettete die Magazine, rettete die preußische Armee, rettete — damals — Deutschland.

Die Franzosen rücken in Frankfurt am Main ein.

Schon am 21. Oktober sandte Custine, ehe er noch in Mainz eingezogen war, in der Nacht den Obersten Houchard mit einer starken Abtheilung Reiterei über Höchst nach Frankfurt. Zu eben der Zeit schickte er den General Neuwinger von Oppenheim aus, durch das Darmstädtische, am linken Ufer des Mains hinauf, nach Frankfurt. Am 22ten Oktober früh

Morgens kam Houchard vor dem Bockenheimer Thore der Stadt Frankfurt an. Der Magistrat sandte zu dem Obersten, und ließ ihn fragen, was seine Absicht sey? „Ich verlange, war die Antwort, weiter nichts, als Speise und Trank, gegen baare Bezahlung; ich warte hier auf Verstärkung.“ Er erhielt, was er verlangte. Die Frankfurter bezeigten sich gegen die Franzosen äußerst höflich und freundschaftlich; sie schienen sich über diese unerwartete Ankunft derselben mehr zu freuen, als zu fürchten. Gegen drei Uhr Nachmittags kam der General Neuwinger vor dem Sachsenhäuser Thore an. Auch ihn ließ der Magistrat fragen, was seine Absicht sey? Er gab zur Antwort, er müsse heute noch dem Magistrat einen Brief des französischen Feldherrn Custine selbst überreichen, und bat daher, mit seinen Truppen in die Stadt gelassen zu werden. Der Magistrat verweigerte dieß, indem er sich auf seine Neutralität berief, und ersuchte den General Neuwinger, seinen Brief vor dem Thore abzugeben. Allein Neuwinger bestand darauf, es sey seine Ordre, diesen Brief auf dem Rathhause persönlich dem Magistrat zu überliefern. Noch weigerte man sich, ihn einzulassen, da commandirte er: Marsch! Die Deputation des Magistrats fuhr bestürzt zurück in die Stadt, und ließ hinter sich die Brücken aufziehen. Als Neuwinger bei seinem Anrücken die Brücken aufgezogen fand, commandirte er: „Kanonen vor! Kanonen vor!“ Als die erschrockenen

Frankfurter dieses hörten, sahen sie — was sie keinesweges erwarten konnten — daß ihre Stadt mit Gewalt sollte genommen werden. Widerstand war hier unmöglich: es wurden also die Brücken niedergelassen, und die Franzosen zogen mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiele, und mit dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Freiheit!“ in die Stadt. Mit 3000 Mann quartirte Neuwinger sich in der Stadt Frankfurt ein, und überbrachte dem Magistrat ein Schreiben von dem General Custine, worin es hieß:

„Der Magistrat habe den französischen Ausgewanderten Schutz angedeihen lassen, und gestattet, daß dieselben sogar innerhalb der Mauern Frankfurts ihre drohenden Kriegsrüstungen gemacht hätten; dieß sey ein deutlicher Beweis, daß der Magistrat die Sache der grausamsten Feinde der Republik zu seiner eigenen mache. Ferner sey, unter dem Schutze des Magistrats, in den Frankfurter Zeitungen der französische Name verunglimpft, und dadurch die gute Meinung des deutschen Publikums von der französischen Constitution irre geführt worden; der General Neuwinger werde mündlich die Strafe für eine so offenbare Feindschaft bestimmen.“

Der General Neuwinger forderte zwei Millionen Gulden Brandschatzung. Der Magistrat sandte Abgeordnete an Custine nach Mainz, um diesem Generale die Ungerechtigkeit seiner Forderungen vorzustellen,

und bewies aus seinen Protocollen nicht nur seine Unschuld, sondern sogar die Vorliebe der Frankfurter für die Franzosen.

Um dieses zu beweisen, wurden unter andern auch folgende Thatsachen angeführt:

1) Die Weigerung des Frankfurter Magistrats, die Kanonen der Stadt an die französischen Prinzen zu verkaufen, und das hierüber von dem constitutionellen Könige erhaltene Danksagungsschreiben.

2) Die abschlägige Antwort, welche dem Grafen von Artois im Monate Mai 1791 gegeben worden war, als er auf dem Frankfurter Pfandhause eine große Menge Diamanten von hohem Werthe niederlegen, und nur 200,000 Gulden darauf borgen wollte.

3) Die Vertreibung der im Namen der französischen Prinzen werbenden Officiere im November 1791, welche so strenge beobachtet wurde, daß der Magistrat sogar dem Grafen von Wittgenstein, bei welchem man die Absicht zu werben bloß vermuthete, dieses Decret bekannt machen ließ. Der französische Marquis de Mesle, welcher Einen Artilleristen angeworben hatte, wurde, nebst dem Angeworbenen, auf drei Tage ins Gefängniß gesetzt und nachher aus der Stadt verwiesen.

4) Die Wegnahme einiger Rekruten, welche durch die Stadt zu dem Corps der französischen Prinzen ziehen wollten.

Solche Thatsachen beweisen in der That deutlich genug, daß die Frankfurter von dem General Custine auf die allerungerechteste Weise einer Vorliebe für die geflüchteten Prinzen, und einer Abneigung gegen die französische Nation beschuldigt wurden.

Die Frankfurter Abgeordneten brachten von Custine die folgende Antwort zurück: „Die so oft wiederholten Verbote in der Stadt Frankfurt, für die Ausgewanderten zu werben, sind im Gegentheile ein Beweis, daß man wirklich daselbst geworben hat. Wären diese Verbote aufrichtig gewesen, hätte der Magistrat die gehörigen Mittel gewählt, um dieselben wirksam zu machen, so würde er nicht nöthig gehabt haben, seine Verbote zu vervielfältigen. — Und jene Zeitung, welche unter den Augen des Magistrats herauskam, und welche ohne seine Bewilligung gar nicht erscheinen durfte, welche am meisten dazu beitrug, den Geist der Deutschen in Rücksicht auf die Grundsätze der französischen Revolution irre zu leiten, — ich frage Sie, ist das ein Beweis Ihrer Zuneigung gegen die französische Nation? Ohne Zweifel werden Sie jetzt Ihren Irrthum einsehen. Indessen, obgleich das Unrecht des Magistrats der Stadt Frankfurt offenbar vor Augen liegt; so soll er doch nicht vergeblich gebeten haben. Die französische Nation willigt ein, daß ich 500,000 Gulden an der Brandschatzung nachlasse.“

Die Eroberung von Savoyen und der Grafschaft Nizza durch die Franzosen im Oktober 1792. Anklage-Dekret gegen den General Montesquiou.

Nach dem so unerwarteten Rückzuge der Preußen aus Frankreich schienen alle europäischen Mächte bestürzt und erstaunt. Keiner der Nachbarn der sich so furchtbar erhebenden Republik hatte weder die gehörigen Maßregeln ergriffen, um sie anzugreifen, noch um einen Einfall von ihrer Seite zu verhüten; alle hatten sich auf den Herzog von Braunschweig und dessen Armee verlassen, und alle fanden sich ebenso unerwartet als schreckhaft getäuscht. Man warf ihm Zögerung, den Aufenthalt der Preußen in Verdun vor, wo sie Feste gegeben hatten, die den beiwohnenden Personen nachher so verderblich wurden; besonders legte man es ihm als unverzeihlich zur Last, daß er sich nicht sogleich der Defileen von Argonne bemächtigt hatte, — einer militärische Position, die ihm die Charte fast von selbst zeigte, und welche, wenn er sie bei Zeiten besetzt gehabt hätte, Dumoriez verhindert haben würde, Luckner, Kellermann und Biron zu unterstützen. Dumouriez hatte diese Fehler so benützt, daß man glauben mußte, er, und nicht Braunschweig, sey aus der Schule des großen Friedrich hervorgegangen, und er hatte an den Minister selbst geschrieben: „Hätte ich mit Friedrich dem Großen zu thun gehabt, der würde mich schon bis Chalons heimgeschickt haben.“

Hierdurch hatte die hohe Meinung, welche man von der deutschen und preußischen Tactik bisher hegte, einen gewaltigen Stoß erlitten, und man erwähnte der so furchtbar drohenden Manifeste, die Braunschweig beim Beginnen des Feldzuges erlassen hatte, nur noch mitleidig lächelnd, oder gar verächtlich höhnend.

Der König von Sardinien, der seinen beiden Eidamen lange Zeit eine Freistätte gegeben hatte, und dessen Name von den mittäglichen Royalisten so oft angerufen worden war, hatte zuerst den ganzen Widerwillen der neuen Republik zu fürchten.

Seine in den Zeitungen als so wichtig angekündigten militärischen Zurüstungen waren nicht einmal zur Vertheidigung seiner Gränze hinreichend.

Die französischen Emissäre drangen mit leichter Mühe in Savoyen ein, wo das Volk schon von Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit träumte, sie mit offenen Armen und offenen Ohren empfieng. Die Expedition nach Savoyen wurde dem ehemaligen Marquis Montesquiou anvertraut, der sich selbst darüber wunderte, sich als General der Republik zu sehen, da er früher vom Hofe mit Gunstbezeugungen überschüttet worden, da er von dem Vorurtheil für den Rang, welchen Geburt giebt, sehr eingenommen gewesen war, und lange damit zugebracht hatte, an der Genealogie seines Hauses zu arbeiten, dessen Abkunft bis von den Merovingischen Königin abzuleiten er sich viel Mühe gab. Er besaß aber einen

sehr geschmeidigen und biegsamen Geist, der sich klüglich in Umstände zu schicken wußte, und war später auch der philosophischen Meinung, daß in Hinsicht der Ab- und Herkunft alle Menschen gleich seyen, und die älteste, und nach den strengsten Principien des orthodoxesten Adels folglich auch die ehrenvollste Abstammung die von Herrn Adam und Frau Eva sey.

Mit Verwunderung hatte man ihn auf der linken Seite in der verfassenden Versammlung sitzen sehen. Da er sehr zu Gunsten der Verfertigung von Assignaten gesprochen hatte, so war er dadurch bei der Geistlichkeit und dem Adel gänzlich in Ungnade gefallen, und hatte vielleicht gerade deßhalb ein militärisches Commando erhalten.

Schon zu Anfange des Septembers gab der vollziehende Staatsrath dem General Montesquiou den Befehl, in die Staaten des Königs von Sardinien einzurücken. Ueber diesen Gegenstand hielt der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrün, in der Nationalversammlung am 15. September folgenden Vortrag:

Herr Präsident! Ich komme, im Namen des vorläufigen vollziehenden Staatsrathes, der Versammlung Rechenschaft von den Maßregeln abzulegen, welche die Ehre sowohl, als die Sicherheit des Staates, uns genöthigt haben, gegen den König von Sardinien zu ergreifen. Schon seit langer Zeit,

meine Herren, hat dieser Fürst selbst zu dergleichen Maßregeln gereizt. Schon seit langer Zeit ist ihm, so gut wie andern Königen, die französische Revolution zuwider und verhaßt gewesen. Der Turiner Hof war der erste Zufluchtsort jener großen Verbrecher, welche mit so vielem Rechte von der Rache des Volkes verfolgt wurden. Jener Hof war der erste Mittelpunkt ihrer niederträchtigen Verschwörungen. Von dort sind die ersten Horden jener bewaffneten Rebellen ausgegangen, die sich nachher weiter verbreitet, und die Ufer des Rheins, der Mosel und der Schelde überzogen haben.''

,,Es hieße die Versammlung mit unnützen Kleinigkeiten aufhalten, wenn man ihr die wiederholten Beleidigungen auseinandersetzen wollte, welche die Franzosen, während des Laufes dreier Jahre, von der sardinischen Regierung ausstehen mußten. Wir haben sogar dafür gehalten, daß es nicht einmal nöthig seyn würde, Ihrer Untersuchung den förmlichen Vorschlag zum Kriege gegen einen Fürsten vorzulegen, welcher schon seit langer Zeit gegen uns alle Rechte, alle Verträge, ja sogar die Schicklichkeit, verletzt hat. Wir wollen ihn gerade und offen bekriegen: aber das Verbrechen dieses Krieges fällt auf ihn allein. Er ist es eigentlich, der uns den Krieg erklärt hat, und zwar an jenem Tage, an welchem er es wagte, die Majestät des französischen Volkes in der Person seines Gesandten zu beleidi-

gen, welcher unter dem unbedeutendsten und gehässigsten Vorwande an der Gränze des Königreichs angehalten wurde; er hat uns den Krieg erklärt, als er, gegen den ausdrücklichen Inhalt der ältesten Verträge, Truppen in die Festung Montmelian legte, und in Savoyen kriegerische Zurüstungen zu machen fortfuhr; er hat uns den Krieg erklärt, als er dem gottlosen Bündnisse der Tyrannen beitrat, als er die österreichischen Schaaren in seine Staaten berief, als er ihnen nahe bei seiner Hauptstadt einen Ort zum Lager anwies."

„Und bemerken Sie, meine Herren, daß, während der Turiner Hof sich gegen uns so unerträgliche Beleidigungen erlaubte, er nicht einmal zur Beschönigung seines Betragens die Ereignisse des 10. Augusts zum Vorwande nehmen konnte, — die Ereignisse jenes Tages, welcher dadurch, daß er ein Ueberbleibsel von Heiligkeit vernichtete, welches noch an dem Namen des Königs hieng, endlich unter uns das Reich der Freiheit und der Gleichheit auf unerschütterliche Grundlagen gesetzt hat."

„Wenn indessen jener Tag uns nicht in dem Könige von Sardinien einen neuen Feind erweckt hat, so hat derselbe doch seinem Hasse neue Nahrung gegeben. Sobald die Nachricht davon nach Turin kam, wurde daselbst ein großer Staatsrath, eine Art von allgemeiner Versammlung, über die gegen Frankreich zu nehmenden Maßregeln gehalten. Die Frage, ob

man uns nicht angreifen soll? ist in diesem Staatsrathe vorgebracht und hin und her untersucht worden. Ob nun gleich das Resultat der Berathschlagung dahin ausfiel, jene äußerste Maßregel noch eine Zeit lang aufzuschieben, und indessen sich bloß leidend zu verhalten, so müssen wir uns dadurch doch nicht täuschen lassen. Es fehlt unserem Feinde nicht am Willen, sondern an Kraft. Seine Wuth ist nicht gestillt, aber sie ist unmächtig; und wir müßten immer noch befürchten, daß, wenn wir ihm Zeit ließen, seine Kräfte zu vergrößern, er sich einst entschließen möchte, Feuer und Flammen in die mittäglichen Abtheilungen zu bringen."

„Es giebt Lagen, meine Herren, in denen die einzige Art, sich mit Vortheil zu vertheidigen, darin besteht, selbst anzugreifen. In dieser Lage befinden wir uns gegen den König von Sardinien. Wollten wir auf seine scheinbare und treulose Neutralität achten, so würden wir bloß eine schöne Armee in Unthätigkeit versetzen, die man anderswo nützlicher brauchen kann, während jener Fürst, der mit unsern Feinden einverstanden ist, jederzeit durch seine italienischen Staaten seine Truppen mit den ihrigen vereinigen, ihnen die wichtigen Pässe der Alpen überliefern, und uns so lange aufhalten könnte, bis ihm die Gelegenheit günstig scheinen würde, mit einiger Hoffnung des guten Erfolges über uns herzufallen."

„Unter solchen Umständen, meine Herren, werden Sie ohne Zweifel dafür halten, es habe nur Eine Maßregel gegeben, nämlich den Feind, der uns durch seine trügerische Unthätigkeit einzuschläfern sucht, zum Kampfe zu zwingen. Dieses Mittel hat der vorläufige vollziehende Staatsrath beschlossen. Er stützt sich auf Ihren Beschluß vom verflossenen 16. Julius, „welcher berechtigt, einen jeden Feind, der sich in dem Zustande drohender Feindseligkeiten gegen die französische Nation befindet, durch die Gewalt der Waffen abzuhalten.“ Der General, welcher die südliche Armee unter seinen Befehlen hat, hatte bereits seinen Plan gemacht, um in Savoyen einzudringen; er erwartete bloß einen förmlichen Befehl. Diesen Befehl haben wir ihm am 8. des laufenden Monats übersandt. Alle Hülfsmittel, den guten Erfolg dieser Expedition zu begünstigen, hat die vollziehende Gewalt angewandt; und wahrscheinlich werden noch vor dem Winter die Alpen den freien Franzosen gegen die Tyrannen Italiens zur Vormauer dienen.“

Demnach hatte also der General Montesquiou von dem vollziehenden Staatsrathe am 8. September bereits Befehl erhalten, in Savoyen einzurücken. Da aber Montesquiou bei seiner letzten Anwesenheit zu Paris, kurz vor dem 10. August, erklärt hatte, daß er die Suspension des Königs niemals billigen würde; so trauten ihm die Jakobiner nicht, ungeach-

achtet er seither den neuen Eid geleistet hatte. Kaum war der Nationalconvent versammelt, als auch dieser General angeklagt wurde. Am 23. September standen mehrere Mitglieder des Convents gegen ihn auf, und warfen ihm vor: er hätte die Anzahl der Truppen des Königs von Sardinien größer angegeben, als dieselbe wirklich wäre, bloß um dem an ihn ergangenen Befehle, 20 Bataillone zur Rheinarmee abzugeben, nicht gehorchen zu müssen; er hätte behauptet, die Absetzung des Königs würde die französischen Armeen ganz in Verwirrung bringen, welcher Voraussagung der Erfolg widersprochen habe; und überhaupt wäre er ein Mann, auf den sich die Nation keineswegs verlassen könnte. Tallien (ein Advokat) sprach dem General geradezu alle militärischen Kenntnisse ab. Chabot (der Kapuziner) stimmte ihm bei, und beschuldigte den General aristokratischer Gesinnungen. Carra verlangte, daß er auf der Stelle abgesetzt werden sollte. Niemand nahm sich des Generals an, als Lariviere. Er bat, daß man erst das Betragen des Generals untersuchen, und dann erst, falls man ihn schuldig finden sollte, ihn absetzen möchte. Billaud de Varennes rief Lariviere zu: „Stille! Stille! Sie sind der Vertheidiger aller Verräther! Sie vertheidigen jetzt den General Montesquiou, so wie Sie vormals den General Lafayette vertheidigt haben!“

Dieß war ein boshafter Vorwurf, der zum Zwecke

hatte, Lariviere dem Convente verdächtig, und dem Volke verhaßt zu machen. Lariviere erklärte daher sogleich: die Beschuldigung, die man ihm mache, sey ungerecht; denn er habe sich unter der Zahl derjenigen 224 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung befunden, die am 8. August gegen Lafayette gestimmt hätten: folglich sey Billaud ein Verläumder, und müsse zur Ordnung gerufen werden.

Danton nahm sich seines Freundes Billaud an. „Was!" rief er, „zur Ordnung rufen! Warum? Warum soll Billaud zur Ordnung gerufen werden? Im römischen Senate sprachen Brutus und Cato kühn und keck die trockne Wahrheit; wir aber, bei unsern elenden Sitten, nennen das Persönlichkeit. Ich habe dessen ungeachtet fest bei mir beschlossen, jeden, der mir verdächtig vorkommt, ohne alle Umschweife zu verklagen. Dem General Montesquiou muß man das Commando nehmen, man muß ihn absetzen; denn erstens ist er verdächtig, und das darf keiner unserer Feldherren seyn; zweitens müssen wir uns furchtbar machen, und ein auffallendes Beispiel von Strafe geben; drittens hat der vollziehende Staatsrath seine Absetzung beschlossen, und dem General Anselme, dessen Talente und Bürgersinn bekannt sind, befohlen, seine Stelle zu übernehmen.

Der Convent entsetzte hierauf den General Montesquiou seiner Stelle.

Dieser General war aber an eben dem Tage, da man ihn zu Paris absetzte, in Savoyen eingedrungen, und siegreich vorgerückt. Am 22. September geschah der erste Einfall in Savoyen, an fünf verschiedenen Orten zugleich. Die stärkste Macht der Franzosen drang über Montmelian und Chambery ein, während die übrigen Colonnen Thonon, Annecy und Carouge einnahmen. Die sardinischen Truppen, denen dieser Angriff ganz unerwartet war, thaten keinen Widerstand, sondern zogen sich nach den engen Pässen bei Tarentaise und Maurienne zurück, und überließen den Franzosen die ganze Provinz Savoyen.

Der Kriegsminister gab am 24. September dem Convente Nachricht von den glücklichen Fortschritten des Generals Montesquiou, und schlug vor, daß drei Commissarien des Convents zu der Armee dieses Generals gesandt werden sollten, um seine Gesinnungen zu erforschen, sein Betragen zu untersuchen, und einen andern General an seiner Stelle zu ernennen.

Lacroix stand auf, nahm sich des Generals an, und verlangte, daß der am vorigen Tage gegen ihn erlassene Beschluß zurückgenommen werden sollte. Manuel war derselben Meinung, und sagte: man dürfe mit dem Widerrufe nicht säumen, damit nicht der General durch einen neuen Sieg das Unrecht des Convents noch größer mache. Carra behauptete

dagegen: das Interesse der Republik erlaube nicht, einen General an der Spitze der Armee zu lassen, von dem man wisse, daß er den 10. August mißbillige. Andere Mitglieder bestanden darauf, daß ein, einmal abgegebenes Dekret schlechterdings nicht zurückgenommen werden dürfe. Danton sagte: „man muß freilich vorsichtig zu Werke gehen, damit die Absetzung des Generals Montesquiou keine unangenehmen Folgen habe. Bis jetzt war nichts zu besorgen; denn ich hatte dem General einen sicheren Mann an die Seite gestellt, und zu diesem gesagt: wache über Montesquiou; gieb auf alle seine Schritte Achtung; und sobald er einen verrätherischen Schritt thut, so schieße ihm eine Kugel durch den Kopf. Das Dekret muß vollzogen werden, und ich unterstütze den Vorschlag zur Absendung der Commissarien."

Der Convent nahm diesen Vorschlag an, und sandte Dubois Crance, Lacombe St. Michel und Gasparin als Commissarien zu der Armee des Generals Montesquiou.

Am 26. Sept. wurde dem Convent ein Schreiben dieses Generals vorgelesen, welches aus dem Lager des Marches in Savoyen am 23. September (am Tage seiner Absetzung zu Paris) datirt war, worin er Nachricht von seinem Siege gab, und versprach, seinen nächsten Brief aus der Hauptstadt Savoyens, aus Chambery, zu schreiben.

Nach Vorlesung dieses Briefes verlangten mehrere Mitglieder die Zurücknahme des Decrets gegen den General Montesquiou; allein Gensonné sagte: „Wir wollen unser Decret nicht zurücknehmen, wir wollen dasselbe aber auch nicht beibehalten, sondern wir wollen unser Urtheil so lange aufschieben, bis uns die zu der Armee des Generals gesandten Commissäre über ihn Bericht abgestattet haben werden.“

Dieß wurde beschlossen, und zugleich festgesetzt, daß dem General dieses Decret durch einen Eilboten sollte überbracht werden.

Am 28. September kam schon ein zweiter Brief von dem General Montesquiou, seinem Versprechen gemäß aus Chambery datirt. Er schrieb an den Kriegsminister am 25. September:

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu melden, daß mein nächster Brief von Chambery datirt seyn würde, und Sie sehen, daß ich Wort halte. Von den Ufern des Genfer-Sees bis an die Ufer der Isere ist alles geflohen, und aus allen Städten Savoyens kommen Gesandtschaften an mich, um der französischen Nation zu huldigen und ihren Schutz anzuflehen. Die Flucht war allzu eilig, denn ich habe die Feinde nicht einmal einholen können. Wenn ich aber nur wenig Hoffnung habe, Gefangene von ihnen zu machen, so entschädige ich mich durch nützlichere Beute, die ich ihrer übereilten Flucht verdanke. Ich übersende

Ihnen ein Verzeichniß des Vorrathes von Lebensmitteln, Kriegsmunition, Waffen und Kriegsgeräthe, die von den Feinden zurückgelassen worden sind.... Ich hatte nicht mehr als zwölf Bataillone, vor denen 15,000 Mann wie der Blitz verschwunden sind.... Der Marsch meiner Armee ist ein Siegeseinzug. Das Volk, auf dem platten Lande sowohl, als aus den Städten, läuft uns entgegen. Ueberall sieht man die dreifarbige Cocarde; Beifallklatschen und Freudengeschrei begleitet alle unsere Schritte.... Der Magistrat von Chambery erwartete mich am Thore und übergab mir die Schlüssel der Stadt, und der Armee wurde ein großes Gastmahl gegeben.... Heute wird der Freiheitsbaum mit großen Feierlichkeiten auf dem Hauptplatze dieser Stadt aufgerichtet werden. Es scheint mir, daß alle Gemüther zu einer der unsrigen ähnlichen Revolution gestimmt sind. Ich habe bereits von dem Vorschlage gehört, eine vierundachtzigste Abtheilung Frankreichs, oder wenigstens eine Republik unter französischem Schutze, zu bilden. Ich wünschte hierüber die Absicht der Regierung zu erfahren."

Nachdem dieser Brief vorgelesen war, bemerkte Bancal: durch einen feierlichen Beschluß habe die constituirende Versammlung einer jeden künftigen Eroberung entsagt; der Convent müsse diesem weisen Beschlusse getreu bleiben, den Vorschlag, Savoyen zur vierundachtzigsten Abtheilung Frankreichs zu ma-

chen, verwerfen, und den Savoyern erklären lassen, daß es ihnen frei stehe, sich nach Gefallen eine Regierungsform zu wählen.

Sehr viele Mitglieder widersetzten sich diesem Vorschlage. Man müsse, hieß es, kein Land auf eine Zeit lang frei machen, und es dann wieder in die Hände seines vorigen Tyrannen überliefern. Frankreich müsse so weit als möglich das Reich der Freiheit verbreiten; es müsse den edeln Wünschen des von ihm frei gemachten Volkes nachgeben und die Vereinigung gewähren. Ganz Europa müsse sich nach und nach mit Frankreich verbinden; dann werde ganz Europa nur Eine Familie ausmachen.

Mit dem anhaltendsten Beifallklatschen wurden diese Aeußerungen aufgenommen. Nur Louvet stand auf und erklärte: man dürfe sich in die innere Staatsverwaltung eines fremden Landes keineswegs mischen, und man würde die heiligsten Rechte des savoyischen Volkes verletzen, wenn man ihm diejenige Verfassung aufdringen wollte, die Frankreich sich selbst gegeben habe. Diese Verfassung sey zwar für Frankreich wohlthätig, allein es sey noch die Frage, ob sie es auch für Savoyen seyn würde; es sey ferner die Frage, ob die Savoyer dieselbe von Herzen verlangten. Der Convent müsse allen Völkern erklären: daß es bei ihnen stehe, sich nach Gutdünken eine Verfassung zu wählen, und sich selbst Gesetze zu geben; es sey eben so klug als gerecht gehandelt, wenn

die Franzosen ein jedes Land, wohin ihre Waffen dringen würden, für gänzlich unabhängig erklären wollten.

Danton erwiederte: das Recht der Franzosen sey unbezweifelt, einem jeden eroberten Lande zu erklären, daß es sich ferner von keinem Könige dürfe beherrschen lassen. Sey das Volk einfältig genug, eine Staatsverfassung zu verlangen, die seinem eigenen Vortheile zuwiderlaufe, so dürfe man ihm nicht nachgeben — und überhaupt müsse der französische Nationalconvent ein Empörungsausschuß gegen alle Könige der Erde seyn. „Es darf, rief er aus, keine Könige mehr in Europa geben. Ein einziger König würde hinreichend seyn, die allgemeine Freiheit in Gefahr zu bringen! Ich verlange daher, daß ein Ausschuß niedergesetzt werde, der mit Ernst sich über die Mittel berathschlage, unter allen Völkern eine allgemeine Empörung gegen alle Könige anzustiften!“

Die Versammlung gab dem diplomatischen Ausschusse den Auftrag, den Vorschlag über Savoyen in Betrachtung zu ziehen.

Der Kriegsminister Servan schrieb an den Convent am 28. September: „Da der Einfall in Savoyen dieses Land frei gemacht habe, so scheine es ihm der französischen Republik angemessen, ein so glückliches Ereigniß dadurch zu feiern, daß man auf dem Revolutionsplatze (dem vormaligen Platze Lud-

wigs XV.) mit der größten Feierlichkeit und unter Begleitung einer zahlreichen Instrumental-Musik den Marseiller-Marsch absinge; der Marseiller-Marsch sey das Te Deum der Franzosen. Dieser patriotische Gesang, fuhr der Minister fort, welcher einen getreuen Ausdruck der französischen Gesinnungen enthält, müsse in unserm Lande ertönen; unsere Nachbarn müssen ihn hören, und er muß auf ewig die Hoffnung der Völker und der Schrecken der Tyrannen seyn! Solche Eroberungen sind eines freien Volkes würdig; nicht für sich selbst, sondern für die Freiheit macht es Eroberungen, und seine Kriege bereiten das Wohl der Völker!"

Der Convent beschloß: daß Abschriften dieses Briefes des Ministers an die dreiundachtzig Abtheilungen Frankreichs versandt werden sollten, und daß auf dem Revolutionsplatz ein öffentliches Fest zu Ehren der Befreiung Savoyens, mit Absingung des Marseiller-Gesanges, gefeiert werden sollte.

Am 3. Oktober wurde dem Convent abermals ein Brief des Generals Montesquiou vorgelesen, worin er ankündigte, daß Savoyen jetzt von den Piemontesern gänzlich geräumt sey. Er übersandte zugleich eine Abschrift der Proklamation, welche er an die Savoyer hatte ergehen lassen. Es hieß in dieser Proklamation: „Völker Savoyens! Die französische Armee kommt nicht, Eure Felder zu verheeren. Was sie zu ihren Bedürfnissen nöthig hat, das wird

der General zutraulich von Euch fordern. Jederzeit wird er mit dem Gelde in der Hand euern Beistand anrufen; für eure Personen, eure Wohnungen und euer Eigenthum wird er Achtung haben. Das französische Volk bietet euch seine Freundschaft an, und will euch mit sich das für den Menschen kostbarste Gut theilen lassen; das Gut, welches sogar der Sklave noch zu erhalten hofft oder wünscht — die Freiheit. Möget ihr derselben unter französischem Schutze genießen! Dieß wird alsdann der ruhmvollste Sieg unserer Waffen seyn.

Am 6. Oktober kam ein neuer Brief des Generals Montesquiou an den Convent. Der General schrieb, er habe das Decret erhalten, durch welches seine Absetzung noch aufgeschoben worden sey; wenn der Convent die Wahrheit hätte hören können, so würde er wissen, daß alles, was man gegen ihn vorgebracht habe, weiter nichts als Lügen seyen. „Man klagt mich an, sagt Montesquiou, die Macht des Königs von Sardinien falsch angegeben zu haben; ich aber erkläre, daß meine Angabe vollkommen richtig war. Man wirft mir vor, meinen Einmarsch in Savoyen verschoben zu haben: allein der vollziehende Staatsrath wird den Convent versichern, daß er bloß auf mein wiederholtes Ansuchen mich bevollmächtigt hat, den Einfall zu thun, den ich so glücklich vollzogen habe. Ich habe das Glück gehabt, meinem Vaterlande sowohl als der Menschheit einen Dienst zu

leisten, indem ich das Panner der Freiheit zu einem guten Volke gebracht habe, welches mir dieser großen Wohlthat würdig zu seyn scheint. Dieses Glück ist ohne alles Blutvergießen erlangt worden. Meine Laufbahn ist vollendet; ich darf nicht länger hoffen, nützlich seyn zu können. Die Ränkemacher werden mir nie die Eroberung Savoyens verzeihen. Ich verlange daher, daß ein anderer General an meiner Stelle ernannt werde. Ich weiß, daß das gegen mich erlassene Decret durch nichts umgestoßen werden kann, und ich verlange keine andere Gnade als die, in meine Heimath zurückkehren, und meine Rechte als Staatsbürger genießen zu dürfen. Ich will beweisen, daß ich nie einen andern Ehrgeiz gehabt habe, als den, meinem Vaterlande zu dienen."

Nach Vorlesung dieses Briefes entstanden einige Debatten in Rücksicht auf das gegen den General erlassene Absetzungsdecret und den Abschied, welchen er in dem vorstehenden Briefe forderte. „Freilich, sagte Vergniaud, wird in stürmischen Zeiten der Republik ein gegen einen General erlassenes strenges Decret durch den mindesten Verdacht gerechtfertigt, der sich gegen ihn erhoben hatte. Doch muß man nicht bloß strenge seyn, man muß auch dem unschuldig Angeklagten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Montesquiou hat gerade zu der Zeit gesiegt, da man ihn anklagte, daß er nicht siegen wolle. Er hat die

Freiheit auf Menschlichkeit gegründet, ohne welche es keine andere Freiheit giebt, als die der Tyger in den Wäldern. Er hat sich gegen alle Verläumdung gerechtfertigt. Jezt nimmt er seinen Abschied; man muß ihm aber denselben nicht ertheilen, sondern ihn vielmehr in den Stand setzen, seinem Vaterlande noch ferner zu dienen."

Julien widersetzte sich diesem Vorschlage. Er nannte das gegen den General Montesquiou abgegebene Decret ein gerechtes Decret und bestand darauf, daß dasselbe nicht zurückgenommen werden dürfe.

Endlich schlug Barrere vor, daß die Versammlung nicht eher etwas beschließen solle, als bis sie den Bericht ihrer Commissäre bei der Armee würde gehört haben. Dieser Vorschlag ward angenommen.

Ein Brief dieser Commissäre wurde am 7. Oktober dem Convente vorgelesen. Sie billigten das Betragen des Generals, ertheilten ihm die größten Lobeserhebungen, und baten den Convent, ihn ferner auf seinem Posten zu lassen. Hierauf nahm der Convent sein am 25. September gegen den General Montesquiou erlassenes Decret, vermöge welches er seiner Stelle entsezt worden war, zurück, und erlaubte ihm, ferner an der Spitze der südlichen Armee zu bleiben.

Eroberung der Grafschaft Nizza.

Zu eben der Zeit, da der General Montesquiou Savoyen eroberte, drang von der andern Seite der General Anselme, an der Spitze einer französischen Armee und von einem Geschwader unterstützt, in die Grafschaft Nizza ein. Er hatte am 17. September von dem vollziehenden Staatsrathe den Befehl erhalten, von jener Seite in die Staaten des Königs von Sardinien einzufallen. Zu Marseille hatte er alles gefunden, was zu diesem Angriffe nöthig war. Diese Stadt allein verschaffte ihm 6000 auserlesene Bürgersoldaten, die nöthigen Schiffe und eine Million Livres an baarem Gelde. Die Soldaten des Königs von Sardinien flohen bei der Ankunft der Franzosen, und die Grafschaft Nizza wurde ohne Widerstand erobert. Anselme schrieb am 29. September aus Nizza an den Kriegsminister: „Ich denke morgen den Freiheitsbaum in der Stadt Nizza und in der Festung Montalban aufpflanzen zu lassen, und übermorgen in der Stadt und Festung Villefranche. Noch kann ich nicht begreifen, was für Gründe die Truppen des Königs von Sardinien bewogen haben mögen, so große Vertheidigungsmittel und so wichtige Posten auf eine so feigherzige Weise zu verlassen. Es ist ein panischer Schrecken, den ich mir zu Nutze mache.“

In der That ist die so schnelle Uebergabe der Stadt Nizza, ohne die mindeste Vertheidigung, eine ganz

unbegreifliche Begebenheit. Die Stadt war mit allem Nöthigen reichlich versehen und hatte eine sehr zahlreiche Besatzung — aber freilich bestand diese Besatzung aus sardinischen Truppen!

Am 14. Oktober wurde wegen dieser Siege zu Paris ein großes öffentliches Fest gefeiert. Auf dem vormaligen Platze Ludwigs XV., welchem man jetzt den Namen „Revolutionsplatz" gegeben hatte, wurde auf dem Fußgestelle der herunter geworfenen Bildsäule Ludwigs XV. eine Bildsäule der Freiheit errichtet. Das Fußgestell selbst war mit Inschriften geziert. Auf der einen Seite las man: „Französische Republik 1792;" auf der andern: „Montesquiou's Einzug in Chambery, die Hauptstadt von Savoyen;" auf der dritten: „Anselmes Einzug in die Grafschaften Nizza und Montalbano." Die Pariser Bürgermiliz marschirte unter Abfeuerung der Kanonen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele nach diesem Platze. Ein Amphitheater war auf demselben errichtet, wo die Mitglieder des Nationalconvents und des Pariser Bürgerrathes Platz nahmen. Eine Menge Savoyer kamen mit kriegerischer Musik paarweise, Hand in Hand, auf dem Platze an, und wurden von den zahlreichen Zuschauern mit lebhaftem Beifallklatschen empfangen. Die Fahnen und Panniere der Bürgermiliz wurden rund um die Bildsäule hergestellt; ein zahlreiches Orchester spielte das Marseiller-Lied, das von allen Anwesenden

gesungen wurde; mit dem Abfeuern der Kanonen und dem Geschrei: „Es lebe die Republik!“ wurde die Feierlichkeit beschlossen.

In seiner bedrängten Lage wendete sich der König von Sardinien an alle seine Freunde und Bundesgenossen und bat um Hülfe. Er ersuchte England um seine Unterstützung durch ein kleines Geschwader, welches eben damals im Hafen von Villafranca lag.

An die vereinigten helvetischen Staaten schrieb der König von Sardinien folgenden Brief, um ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen:

Schreiben des Königs von Sardinien an die dreizehn Cantone, die Eidsgenossen und die Bundesgenossen des helvetischen Staatskörpers.

„Victor Amadeus, von Gottes Gnaden König von Sardinien, Cypern und Jerusalem, u. s. w. Liebste und wertheste Freunde, Nachbarn und Bundesverwandte! Ohne Zweifel müssen Sie schon benachrichtigt seyn, und mit Erstaunen vernommen haben, wie die Franzosen mit einer Uebermacht von mehr als 20,000 Mann auf der Seite von Montmelian in Savoyen eingefallen sind, und zwar ohne daß sie Uns vorher den Krieg erklärt hätten, oder von Unserer Seite durch irgend eine feindselige Maßregel oder Handlung dazu gereizt worden wären. Wir können nicht umhin, Ihnen dieß als einen Vorfall bekannt zu machen, der die Verwun-

derung und den Unwillen aller Mächte Europens erwecken, ganz besonders aber die helvetischen Staaten interessiren muß, mit welchen Wir und Unsere königlichen Vorfahren jederzeit als gute Nachbarn, Freunde und Blutsverwandte zu leben aufrichtig gewünscht haben."

„Indem Wir nun die schädlichen Wirkungen und schrecklichen Folgen erwägen, welche ein so unerhörtes Verfahren, wie das der Franzosen gegen Uns und Unsere Staaten, wahrscheinlich in allen benachbarten Ländern nach sich ziehen muß, so halten Wir Uns auch versichert, daß Sie nicht nur an der unanngenehmen Lage, in welche Wir dadurch gerathen sind, Theil nehmen, sondern auch zu gleicher Zeit auf alles, was daraus entspringen kann, die größte und ernstlichste Aufmerksamkeit wenden werden. Wir hoffen sogar, daß Sie bei weiser Prüfung die schicklichsten und wirksamsten Mittel zur Hemmung und Aufhaltung des fernern Fortganges eines Uebels, welches durch den Umsturz aller Regierungsverfassungen allen Staaten den Untergang drohet, reiflich erwägen werden, ob nicht unter diesen Mitteln die Ergreifung gemeinschaftlicher, zu diesem Endzwecke dienlicher Maßregeln, besonders aber Ihr Beistand zur Befreiung Savoyens von dem Joche der Franzosen, die allerschicklichsten seyn möchten. Sie werden schon von selbst den Einfluß, welchen das Beispiel von demjenigen, was sich in Savoyen zugetra-

gen, auf alle benachbarten Länder haben kann, so wie auch die Gefahren einsehen, welche daraus entspringen können, ohne daß wir der Mühe bedürfen, Ihnen selbige zu schildern. Wir schränken Uns daher jezt nur auf die Bitte ein, daß Sie, überzeugt von der Ungerechtigkeit dieses französischen Angriffes auf Uns, von den Folgen, die daraus zu besorgen sind, und von der Nothwendigkeit einer guten und festen Vereinigung zwischen allen dabei interessirten guten Nachbarn, vor allem andern, so viel Ihnen nur immer Ihre eigene Lage gestattet, eine dem Unheil zuvorkommende und Unserm gerechten Anliegen entsprechende Entschließung fassen, und Uns in der Hoffnung bestärken werden, von Ihnen denjenigen Beistand zu erhalten, welchen wir, angetrieben von Unserm Vertrauen auf Ihre Freundschaft und auf den Antheil, den Sie jederzeit an allen, Unsere Familienstaaten angehenden Dingen genommen haben, bei einer so wichtigen und dringenden Gelegenheit, als die gegenwärtige ist, von Ihnen erbitten."

„In dieser Erwartung bleibt Uns nichts übrig, als Sie der Fortdauer Unserer ausnehmenden Freundschaft zu versichern, und wir bitten Gott u. s. w."

„Geschrieben zu Turin, am 10. Oktober im Jahre des Heils 1792, und im zwanzigsten Unserer Regierung."

„Victor Amadeus."

An den Canton Bern erließ Victor Amadeus noch ein besonderes, viel weitläufigeres Schreiben, um dessen Freundschaft in Anspruch zu nehmen.

Die helvetischen Staaten aber fanden für gut, dem König von Sardinien in folgendem kurzen Schreiben seine Gesuche abzuschlagen:

„Sire!"

„Aus Ew. Maj. Schreiben von 10. Oktober haben wir mit großer Bekümmerniß ersehen, wie die Flammen des Krieges sich bis in Ew. Maj. Staaten ausgebreitet haben, und wir nehmen wahren Antheil an diesem unglücklichen Ereignisse."

„Ew. Maj. laden den ganzen helvetischen Staatskörper ein, mit Ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die französische Nation zu machen. Allein es kann Ihnen nicht entfallen seyn, daß wir sowohl an Sie, als an die übrigen kriegführenden Mächte, eine Erklärung gelangen ließen, worin wir uns zur Beobachtung der genauesten Neutralität anheischig gemacht haben. Ew. Majestät wollen in Erwägung zu ziehen geruhen, daß die Lage und die Umstände, in welchen sich gegenwärtig die helvetischen Staaten befinden, und die Versicherungen, welche sie gaben, es unumgänglich erfordern, daß sie dem angenommenen Systeme getreu bleiben, und pünktlich bei der Neutralität beharren, welche den kriegführenden Mächten angekündigt worden ist."

„Wir bitten, daß es dem Allmächtigen gefallen wolle, den so sehr erwünschten Frieden bald wieder herzustellen, und sowohl Ew. Maj. insbesondere, als auch alle Dero Unterthanen, mit seinen Segnungen zu überschütten. Wir verharren u. s. w."

Ferner wandte sich der König von Sardinien an den Wiener Hof. Dieser ließ am 14. Oktober durch seinen Minister, den Vice-Hofkanzler Cobenzl, folgende Note an die Minister der italienischen Höfe übergeben:

„Ein Corps von 25,000 Franzosen unter dem Commando des Herrn Montesquiou hat, nachdem es die zur Vertheidigung des Schlosses des Marches postirten piemontesischen Truppen zurückgedrängt hatte, sich ohne fernern Widerstand der sämmtlichen niedern Länder Savoyens bemächtigt, und ist zu Chambery mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen aufgenommen worden. Ungeachtet sich die Piemonteser am Eingange von Tarentese verschanzt haben, wo sie Verstärkung erwarten, ist es dennoch sehr wahrscheinlich, daß sie bei Annäherung des Schneewetters über den Mont-Cenis werden zurückgehen müssen, und daß folglich das Herzogthum Savoyen in der Gewalt der Franzosen bleiben wird."

„Da Se. Sardinische Maj. in dieser bedenklichen Lage Sich an Se. Maj. den Kaiser gewendet hat, um von Ihm eine Verstärkung an Truppen und

jede andere Hülfsleistung zu erlangen, die Seine Apostolische Majestät Ihm durch Ihre Vermittelung verschaffen könnten, so hat Se. kaiserl. Majestät beschlossen, sich unverzüglich an die italienischen Fürsten zu wenden, welchen allen daran gelegen ist, zu verhindern, daß dieser Schlüssel Italiens nicht in die Hände der Franzosen gerathe, welche nicht sowohl ihrer Waffen, als ihrer Lehre wegen zu fürchten sind, die sehr geeignet ist, ihnen in allen Ländern Proselyten zu verschaffen, und die, wenn sie auch nur von einer mittelmäßigen Kriegsmacht unterstützt wird, die Ordnung und öffentliche Ruhe stören, und vielleicht gar vernichten kann."

„Diese Gefahr ist um so mehr zu befürchten, da die Franzosen im Besitze der Grafschaft Nizza sind, aus welcher sie in Piemont eindringen, und von dorther in den benachbarten italienischen Ländern Unruhen erregen können."

„Es würde unnöthig seyn, dem ....Hofe zu zeigen, wie höchst schädlich die Ausbreitung jener Lehre der Grundlage seiner Regierung seyn würde; — jener Lehre, welche die in Frankreich herrschende Partei durch alle möglichen Mittel in Europa, und vornehmlich in Italien, zu verbreiten sucht, wo die französischen Truppen, wenn sie bis ins Gebiet des ....Hofes vordringen könnten, sich bestreben würden, Empörungen in seinen Ländern und sogar in seiner Hauptstadt anzuzetteln."

„Die-

„Diese für den ....Hof so höchst dringenden und wichtigen Betrachtungen lassen Se. kaiserl. Majestät keinen Augenblick daran zweifeln, daß der ....Hof sich entschließen werde, Sr. Sardinischen Maj. alle Hülfe zu leisten, welche der Zustand seines Landes gestatten wird, da Se. kaiserl. Maj. selbst Sich vorsetzt, zu den Maßregeln mitzuwirken, welche man ergreifen wird, um von den italienischen Gränzen einen Feind zu entfernen, der wegen der Verführungsmittel, die er anwendet, gefährlicher ist, als wegen der Macht seiner Waffen, und der durch die nämlichen Mittel seine Operationen viel weiter, als durch die Siege seiner Waffen, ausbreiten könnte.“

„Zur Aeußerung der Gesinnungen Sr. Apostolischen Maj. an den Herrn Minister des ....Hofes, setzt der Wiener Hofkanzler noch, auf ausdrücklichen Befehl seines Souveräns, hinzu, wie Se. Maj. vollkommen überzeugt ist, daß dem ....Hofe belieben werde, auf diese Note, welche bloß auf Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe abzweckt, deren Handhabung dem ....Hofe höchst wichtig seyn muß, ohne Zeitverlust diejenige Antwort zu geben, welche die Umstände erfordern.“ —

Ueber so viele und so große, in so kurzer Zeit errungene Siege wurden die Franzosen außerordentlich stolz; sie hielten ihre Waffen für unwiderstehlich,

und machten im vollen Ernste Plane zur Eroberung der ganzen Welt.

Dumouriez begiebt sich nach Paris.

Während der Kriegsschauplatz aus der Champagne nach Belgien versetzt werden sollte, hatte Dumouriez gebeten, auf zwei oder drei Tage nach Paris kommen zu dürfen, um mit den Ministern den Plan des Einfalls in die Niederlande, und den allgemeinen Operationsplan zu berathen. Seine Feinde sprengten aus, er komme, um sich bewundern zu lassen, und er verlasse seinen Posten aus kleinlicher Eitelkeit.

Diese Vorwürfe waren sehr übertrieben, denn Dumouriez's Heer litt nicht unter seiner Abwesenheit, und die bloßen Märsche konnten ohne seine Gegenwart vorgenommen werden; im Gegentheil mußte seine Anwesenheit zu Entwerfung eines allgemeinen Kriegsplans sehr wichtig für das Ministerium seyn, und man konnte ihm die so natürliche Ungeduld, das ihm gebührende Lob einzuerndten, verzeihen, da sie der Erfüllung seiner Pflichten keinen Eintrag that.

Er schrieb deßhalb an den Kriegsminister:

„Ich weiß wohl, daß ein Dekret vorhanden ist, welches den Generalen verbietet, ohne einen Befehl des Ministers ihre Armee zu verlassen. Dieses Dekret, welches bei Gelegenheit des Verräthers La-

fayette abgegeben wurde, hat zum Zwecke, strafbare oder ehrsüchtige Plane von Seiten der Generale zu verhindern. Allein es läßt sich auf die Lage, in der ich mich befinde, gar nicht anwenden. Derjenige wäre vielmehr ein wirklicher Verbrecher, der mich anklagen wollte. Ich würde gegen meine Pflicht als General fehlen, wenn ich dumm genug wäre, mich an den Buchstaben des Dekrets halten zu wollen, wenn ich zehn Tage damit verlöre, daß ich vor oder hinter den Colonnen her marschirte, und wenn ich nicht vielmehr diese Zeit dazu anwenden wollte, mit dem Staatsrathe alles das zu verabreden, was meinen militärischen Operationen einen guten Erfolg verschaffen kann. Ich hoffe, daß auch die feinste Critik gegen diesen nöthigen Schritt nichts wird einzuwenden haben, und daß die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen sowohl, als mein offenes Betragen, den Neid hinlänglich widerlegen werden."

Er kam am 11. Oktober in Paris an. Sein Verhältniß war unangenehm, denn er konnte mit keiner der beiden Parteien gut stehen. Die Tollheit der Jakobiner war ihm zuwider, und mit den Girondisten hatte er gebrochen, weil er sie einige Monate früher aus dem Ministerium vertrieben hatte. Allein, schon auf der Reise überall mit Freuden aufgenommen, ward er es auch noch in Paris, besonders von den Ministern, selbst von Roland, der seinen persönlichen Haß vergaß, wenn es sich vom öffentlichen Besten

handelte. Dumouriez trat am 12. vor den Convent. Kaum war er angekündigt, als Beifallklatschen und Beifallruf sich von allen Seiten erhob.

Dumouriez sprach: „Ueberall siegt die Freiheit. Geleitet von der Philosophie wird sie sich bald auf alle Thronen setzen, wenn sie vorher den Despotismus vertilgt, und die Völker aufgeklärt haben wird. Die Constitution, an welcher Sie jetzt arbeiten wollen, wird die Grundlage des Glückes und der Brüderschaft der Völker werden. Der gegenwärtige Krieg wird der letzte seyn; die Tyrannen sowohl, als die Privilegirten, werden sich in ihren strafbaren Planen betrogen finden: sie allein werden das Opfer dieses Kampfes der willkührlichen Gewalt gegen die Vernunft werden. Die Armee, mit deren Anführung das Zutrauen der Nation mich beehrte, hat sich um das Vaterland verdient gemacht. Als ich am 28. August zu derselben kam, war sie bis auf siebenzehntausend Mann zusammengeschmolzen, und durch Verräther, welche Strafe und Schande überall verfolgt, in Verwirrung gebracht. Dennoch fürchtete sie sich weder vor der Anzahl, noch vor der Geübtheit, noch vor den Drohungen, noch vor der Grausamkeit, noch vor dem anfänglichen Glücke der achtzigtausend Despotenknechte. Die Engpässe des Argonnerwaldes waren das Thermopylä, wo diese Handvoll Freiheitskrieger vierzehn Tage lang jener furchtbaren Armee einen stolzen Widerstand that. Glücklicher als die

Spartaner sind wir durch zwei, von demselben Geiste belebte, Armeen unterstüzt worden, mit denen wir uns in dem unüberwindlichen Lager bei St. Menehould vereinigt haben. Die Feinde geriethen in Verzweiflung und wagten einen Angriff, welcher der kriegerischen Laufbahn meines Gehülfen und Freundes Kellermann einen neuen Sieg hinzugefügt hat. In jenem Lager bei St. Menehould haben die Freiheitssoldaten Beweise noch anderer kriegerischen Tugenden gegeben, ohne welche sogar der Muth schädlich seyn würde; sie zeigten nämlich Zutrauen in ihre Anführer, Gehorsam, Gedult und Standhaftigkeit. Jener Theil der französischen Republik ist dürre und hat weder Holz noch Wasser. Die Deutschen werden daran denken; ihr unreines Blut wird vielleicht das damit getränkte unfruchtbare Erdreich fruchtbar machen. Das Wetter war sehr regnerisch und kalt. Unsere Soldaten waren schlecht gekleidet; sie hatten kein Stroh, worauf sie sich hätten legen können, sie waren ohne Decken, und bisweilen zwei Tage ohne Brod, weil die Stellung des Feindes unsere Zufuhren zwang, weite Umwege zu nehmen durch Nebenstraßen, die zu jeder Jahrszeit schlecht, damals aber durch anhaltenden Regen ganz grundlos waren. Denn ich muß den Oberaufsehern über die Lebensmittel und Fourrage die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, ungeachtet aller Hindernisse, welche schlechte Wege und Regenwetter verursachten, ungeachtet mei

ner oft veränderten Stellungen, die entweder nicht vorausgesehen werden konnten, oder die ich verhehlen mußte, alles gethan haben, was nur möglich war, um Ueberfluß zu verschaffen. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, öffentlich zu erklären, daß man die gute Gesundheit der Soldaten ihrer Vorsorge zu verdanken hat. Diese habe ich nie unwillig gefunden. Ihrem Singen und ihrer Fröhlichkeit nach zu schließen, hätte man dieses fürchterliche Lager für eines jener Lustlager halten sollen, in denen die Ueppigkeit der Könige vormals Regimenter von Drathpuppen zur Belustigung ihrer Beischläferinnen und ihrer Kinder versammelte. Die Hoffnung zu siegen hielt die Freiheitskrieger aufrecht; ihre Beschwerden und ihre Enthaltsamkeit sind vergolten worden: der Feind ist unter Hunger, Elend und Krankheit erlegen. Jene fürchterliche Armee ist auf die Hälfte zusammen geschmolzen. Leichname und todte Pferde bezeichnen des Feindes Weg. Kellermann verfolgt ihn mit 40,000 Mann, während ich mit einer gleichen Anzahl der Abtheilung des Nordens und den unglücklichen, achtungswürdigen Belgiern und Lüttichern zu Hülfe eile. Nur auf vier Tage bin ich hieher gekommen, um mit dem vollziehenden Staatsrathe diesen Winterfeldzug vollends zu verabreden. Ich bediene mich dieser Gelegenheit, um Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeugen. Ich will keinen neuen Eid vor Ihnen ablegen; aber ich will mich würdig zeigen, Kinder der Freiheit anzuführen, und die Gesetze aufrecht zu erhalten, welche das souveraine Volk sich durch Ihren Mund selbst geben wird."

Diese Rede wurde mit anhaltendem Beifallklatschen aufgenommen.

Hierauf übergab sein Generalstab eine den Ausgewanderten abgenommene Fahne als ein Zeichen

der Nichtigkeit ihrer Anschläge. Dann umgaben ihn die Abgeordneten, und man hob die Sitzung auf, um den Glückwünschen freien Lauf zu lassen. Vorzüglich waren es die zahlreichen Glieder der Ebene, die Unpartheiischen, wie man sie nannte, die ihm weder Bruch, noch Lauheit vorzuwerfen hatten, welche ihm den lebhaftesten Beifall bezeugten. Die Girondisten blieben nicht zurück, jedoch war — es ist ungewiß, durch wessen Schuld — die Versöhnung nicht völlig, und man konnte zwischen ihnen ein Ueberbleibsel von Kälte bemerken. Die Jakobiner, welche ihm einen Augenblick seine Vorliebe für Ludwig XVI. vorgeworfen hatten, und denen er nach Sitte, Verdienst und Höhe der Ansichten den Girondisten allzusehr ähnlich schien, hatten keine Freude an dem Beifall dieser letztern, den sie für mehrsagend hielten, als er war.

Nach dem Convente hatte er nun noch den Jakobiner-Clubb zu besuchen, denn die Macht desselben war so groß geworden, daß der siegreiche Feldherr eine solche Aufmerksamkeit gegen ihn nicht umgehen konnte. Hier bildete die gährende Meinung alle ihre Vorsätze und beschloß sie. Handelte es sich von einem wichtigen Gesetz, einer bedeutenden politischen Frage, einer großen Umwälzungsmaßregel, so beeilten die Jakobiner sich immer, Erkundigungen darüber einzuziehen, und ihre Meinung auszusprechen. Dann gingen sie in den Gemeinderath, in die Sektionen, schrieben an alle Clubbs, und der von ihnen ausgesprochene Wunsch kam sodann unter der Form von Eingaben von allen Theilen Frankreichs, unter der Form einer bewaffneten Bittschrift von allen Stadttheilen von Paris zurück. Wenn man im Stadtrathe, in den Sektionen, in irgend einer Behörde, über einen Entschluß noch aus einem Ueberreste von Gesetzlichkeit zögerte,

so entschieden die Jakobiner, die sich für so frei hielten, als der Gedanke, keck die Frage, und jeder Aufstand wurde bei ihnen lange zuvor vorgeschlagen. Sie hatten sich einen ganzen Monat lang über den vom 10. August berathen. Außer dieser ersten Abhandlung aller Fragen maßten sie sich noch in allen Einzelnheiten der Staatsverwaltung ein unerbittliches Untersuchungsrecht an. Wenn ein Minister, ein Kanzleivorstand, ein Lieferant angeklagt war, so ging eine Abordnung von Jakobinern ab, ließ sich alles öffnen, und verlangte strenge Rechenschaft, die ohne Stolz, ohne Verachtung, ohne Ungeduld abgelegt werden mußte. Jeder Bürger, der sich über irgend eine Verfügung des Staats zu beklagen hatte, durfte sich nur bei ihnen melden, und es wurden ihm Vertheidiger von Amtswegen zugegeben, die ihm zu seinem Recht verhelfen mußten. Heute waren es Soldaten, welche sich über ihre Officiere — Arbeiter, die sich über ihre Brodherrn beklagten, morgen war es eine Schauspielerin, die gegen den Direktor Gerechtigkeit verlangte; einmal verlangte ein Jakobiner sogar Genugthuung wegen eines mit seiner Frau von einem andern Jakobiner begangenen Ehebruches.

Jeder beeiferte sich, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, um seine Vaterlandsliebe zu bethätigen. Beinahe alle neu angekommenen Abgeordneten hatten sich sogleich eingestellt; man zählte in einer Woche hundertunddreizehn derselben, und auch diejenigen, welche nicht im Sinne hatten, den Sitzungen beizuwohnen, baten doch um Aufnahme. Die verbündeten Gesellschaften schrieben aus den Provinzen, um sich zu erkundigen, ob ihre Abgeordneten sich haben aufnehmen lassen, und ob sie häufig erscheinen. Die Reichen der Hauptstadt suchten

Sicherheit für ihre Schätze durch Annahme der rothen Mütze, und die Thore dieses Tempels der Gleichheit wurden von Wagen belagert. Während der Saal mit Mitgliedern besetzt war, die Gallerien mit Zuhörern aus dem Volke überfüllt waren, umringte eine zahllose, unter die Wagen gemischte Menge das Gebäude und verlangte Einlaß. Manchmal wurde sie ungeduldig, wenn der in Paris so häufige Regen das Unangenehme des Wartens noch vermehrte, und dann verlangte ein Mitglied die Zulassung des guten Volkes, welches vor der Thüre leide. Marat verlangte dieses öfters, und wann die Erlaubniß gegeben war, manchmal auch schon vorher, überschwemmte eine Menge Weiber und Kinder den Saal, und setzte sich zwischen die Mitglieder. Man versammelte sich gegen Abend. Der im Convente angefachte, aber unterdrückte Unmuth, wurde hier frei ausgesprochen. Die Nacht, die Menge der Anwesenden, alles trug dazu bei, die Köpfe zu erhitzen; manchmal arteten die allzulange dauernden Sitzungen in eine fürchterliche Unordnung aus, und die Unruhestifter schöpften hier für den folgenden Tag Muth zu den kühnsten Unternehmungen. Doch war diese so sehr volksthümliche Gesellschaft noch nicht, was sie später wurde.

Man duldete noch an der Thüren die Wagen derer, welche die Gleichheit der Bürger beschworen hatten. Einige Mitglieder hatten sich vergebens bemüht, mit gedecktem Haupte zu sprechen, man hatte sie genöthigt, den Hut abzunehmen. Brissot war zwar kürzlich durch einen förmlichen Beschluß ausgeschlossen worden; aber Pethion führte noch immer unter allgemeinem Beifall den Vorsitz. Chabot, Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine waren die angesehensten Redner; allein Ma-

rat war noch nicht beliebt und Chabot sagte in der Sprache des Volkes von ihm: er sey ein Stachelschwein, das man nirgends fassen könne.

Dumouriez wurde von Danton empfangen, welcher den Vorsitz führte. Er wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und man verzieh ihm bei seinem Anblicke seine vermeintliche Freundschaft mit den Girondisten. Er sprach einige für die Gelegenheit passende Worte, und versprach, vor dem Ende des Monats an der Spitze von sechzigtausend Mann die Könige anzugreifen, und die Völker von der Zwingherrschaft zu befreien.

Danton gab ihm eine passende Antwort, und sagte, daß er durch die Vereinigung der Franzosen bei Saint Menehould sich ein Verdienst um das Vaterland erworben habe, daß sich ihm jetzt aber eine neue Laufbahn eröffne. Er müsse jetzt die Kronen vor der rothen Mütze fallen machen, mit welcher die Gesellschaft ihn beehrt habe, und dann werde sein Name zu den gepriesensten Frankreichs gehören. Collot d'Herbois hielt dann eine Rede an ihn, welche sowohl rücksichtlich der Sprache jener Zeit, als wegen der gegen Dumouriez damals gehegten Gesinnungen sehr bezeichnend ist.

„Kein König hat dich ernannt, o Dumouriez, sondern deine Mitbürger. Erinnere dich, daß ein Feldherr der Republik nur ihr allein dienen darf. Du hast von Themistokles gehört, er rettete Griechenland bei Salamis, aber von seinen Feinden verläumdet sah er sich genöthigt, eine Zuflucht bei den Zwingherrn zu suchen. Man trug ihm Dienste gegen sein Vaterland an, statt aller Antwort stieß er sich das Schwert in's Herz. Dumouriez, du hast Feinde, du wirst verläumdet werden; erinnere dich an Themistokles! In Ketten liegende Völker harren deiner

Ankunft: Du wirst sie befreien. Welch glorreicher Auftrag! Du mußt dich aber vor einer überflüssigen Großmuth gegen die Feinde hüten. Du hast den König von Preußen ein wenig zu sehr nach französischer Sitte hinausgeleitet. Aber wir hoffen, Oesterreich wird es entgelten müssen."

„Du wirst nach Brüssel gehen, Dumouriez. — Ich habe dir nichts zu sagen. Doch wenn du dort eine abscheuliche Frau finden solltest, welche unter den Mauern von Lille ihre Grausamkeit an dem Schauspiel der glühenden Kugeln weidete.... Doch diese Frau erwartet dich nicht."

„In Brüssel wird die Freiheit unter deinen Füßen wieder aufsprossen; Bürger, Mädchen, Frauen, Kinder werden sich um dich drängen, welches Glück wirst du genießen, Dumouriez! — meine Frau — ist von Brüssel; sie wird dich auch umarmen!"

Danton ging sodann mit Dumouriez weg; er hatte sich seiner bemächtigt, und machte gleichsam die Honneurs des neuen Freistaates. Er hatte in Paris eine eben so feste Haltung gezeigt, als Dumouriez in Sainte-Menehould; man betrachtete sie als die zwei Retter der Umwälzung und klatschte ihnen in allen Schauspielen, wo sie sich zeigten, gemeinschaftlichen Beifall zu. Ein gewisses dunkles Gefühl näherte diese beiden Männer einander, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten. Sie waren die Wüstlinge der beiden verschiedenen Regierungsarten, sie hatten dasselbe Talent, dieselbe Sucht für Vergnügungen, aber eine verschiedene Verdorbenheit. Danton hatte die des Pöbels, Dumouriez die des Hofes. Aber glücklicher als jener hatte er nur edel und mit den Waffen in der Hand gedient, und Danton hatte das Unglück gehabt, seinen großen Charakter durch die Gräuelthaten des Septembers zu beflecken.

Die glänzenden Zirkel, in denen sonst die berühmten Männer mit Ruhm bedeckt wurden, wo man während des verflossenen Jahrhunderts Voltaire, Diderot, d'Alembert, Rousseau gehört und beklatscht hatte, waren nicht mehr. Es war nur noch die einfache und ausgewählte Gesellschaft der Frau Roland, wo sich alle Girondisten versammelten, der schöne Barbaroux, der geistreiche Bouret, der ernsthafte Buzot, der glänzende Guadet, der hinreißende Vergniaud; hier herrschte noch eine anständige Sprache, die Unterhaltung war anziehend, die Sitten zierlich und höflich. Die Minister kamen hier zweimal wöchentlich zusammen, und nahmen dann ein, aus einem einzigen Gerichte bestehendes Mahl ein. So war die neue republikanische Gesellschaft beschaffen, welche mit der Annehmlichkeit des alten Frankreichs den Ernst des neuen verband, allein gar bald vor der Gemeinheit der Pöbelherrschaft verschwand.

Dumouriez wohnte einem dieser einfachen Feste bei. Anfänglich war er etwas in Verlegenheit in Gegenwart seiner alten Freunde, die er aus dem Ministerium verdrängt hatte; jene Frau, die ihm zu strenge, und der er zu leichtfertig war, kam; doch sein Verstand half ihm über diese beengte Lage weg, und er wurde vorzüglich durch Rolands aufrichtige Herzlichkeit gerührt.

Außer der Gesellschaft der Girondisten hatte nur noch die der Künstler die Zersprengung der alten Aristokratie überlebt. Beinahe alle Künstler hatten mit Eifer die Partei der Umwälzung ergriffen, welche sie an der lächerlichen Verachtung des Adels rächte, und nur dem Talente eine ausgezeichnete Laufbahn versprach. Auch sie empfingen Dumouriez, und gaben ihm ein Fest, an welchem alle ausgezeichneten Männer der

Hauptstadt Antheil nahmen. Aber mitten in der Fröhlichkeit wurde man durch einen sonderbaren Auftritt unterbrochen, der eben so sehr störte, als Erstaunen verursachte.

Marat, der immer zuerst Argwohn faßte, war mit dem Feldherrn nicht zufrieden. Als ein wüthender Ankläger aller von der Volksgunst ausgezeichneten Männer eilte er mit seinen eckelhaften Schimpfreden immer der Ungnade des Volkes vor. Mirabeau, Bailly, Lafayette, Pethion, die Girondisten wurden von ihm mit Beleidigungen verfolgt, als sie noch ihre ganze Volksgunst genossen. Besonders seit dem 10. August überließ er sich allen Verirrungen seines ungeordneten Geistes, und obgleich immer noch ein Gräuel für jeden Vernünftigen und Rechtlichen, obgleich selbst für übertriebene Freiheitsmänner immer noch ein befremdender Anblick, war er doch durch einen Anfang von Erfolg ermuntert worden. Auch betrachtete er sich als eine Art öffentliche, dem neuen Zustande der Dinge nothwendige Person. Er brachte einen Theil seiner Zeit damit zu, Gerüchte aufzusammeln, sie in seinem Blatte zu verbreiten und die Canzleien zu besuchen, um ihrem Unrecht gegen das Volk abzuhelfen. Er machte eines Tages *) das Publikum zum Vertrauten über seine Lebensart; er sagte, seine Beschäftigungen drücken ihn zu Boden, von vierundzwanzig Stunden könne er nur zwei dem Schlafe widmen, und nur eine der Tafel und den häuslichen Sorgen; außer den Stunden, welche ihm sein Amt als Abgeordneter koste, wende er regelmäßig sechs an, die Klage einer Menge von Unglücklichen und Unterdrückten anzuhören und

*) Journal de la république française. Nro. 93. 9. Jauuar 1793.

sie geltend zu machen; der übrigen Zeit bedürfe er, um eine Menge Briefe zu lesen und zu beantworten, seine Bemerkungen über die Ereignisse niederzuschreiben, sich von der Wahrheitsliebe der Ankläger zu überzeugen, sein Blatt zu entwerfen und den Druck eines großen Werkes zu besorgen. Seit drei Jahren, sagte er, habe er nicht eine Viertelstunde der Erholung geweiht; und man erschrickt, wenn man bedenkt, was in einer Umwälzung ein so verwirrter Verstand bei einer so krampfhaften Thätigkeit bewirken kann.

Marat erklärte, in Dumouriez nur einen sittenlosen Aristokraten zu sehen, dem man mißtrauen müsse. Außerdem hatte er noch gehört, daß Dumouriez mit der größten Strenge gegen zwei Bataillone Freiwilliger verfahren war, welche Ausreißer von dem Heere der Ausgewanderten ermordet hatten. Er begab sich sogleich in den Jakobiner-Clubb, klagte ihn öffentlich an, und verlangte, daß zwei Mitglieder Dumouriez's Betragen untersuchen sollten. Man gab ihm alsdann einen gewissen Montant und Vantabole zu, und sie gingen eilends mit einander ab. Dumouriez war nicht zu Hause. Marat lief in die verschiedenen Schauspielhäuser und hörte endlich, daß ihm die Künstler ein Fest bei Mlle. Candeille, einer damals bekannten Frau, gaben. Marat besinnt sich nicht, troz seines abscheulichen Aufzuges, sich sogleich hinzubegeben. Die Wagen, die Abtheilungen von Nationalgarde vor der Thüre, die Anwesenheit Santerre's, einer Menge Abgeordneten, die Zurüstungen zu einem Feste erbittern ihn. Er tritt keck hinein und frägt nach Dumouriez. Es erhebt sich ein Gemurre bei seinem Anblicke. Sein Namen bringt eine Menge Menschen zu heimlicher Entferuung, weil sie, wie er selbst sagt, seine anklagenden Blicke scheuten. Er geht gerade auf Dumou-

riez zu, redet ihn lebhaft an und fordert Rechenschaft von ihm, wegen seiner Behandlung der beiden Bataillone. Der General betrachtet ihn und spricht mit einem verachtenden Ausdrucke der Neugierde: „Ach, Sie sind es, den man Marat nennt!" — Dann betrachtet er ihn nochmals vom Kopf bis zu den Füßen und dreht ihm den Rücken, ohne ein Wort an ihn zu richten. Da die Marat begleitenden Jakobiner höflicher und gesitteter schienen, so gab Dumouriez ihnen einige Erläuterungen und befriedigte sie. Marat, der hiedurch nicht befriedigt war, schrie in den Vorzimmern, schimpfte Santerre, der bei dem General das Handwerk eines Bedienten mache, schimpft die Nationalgarde, welche zu dem Glanze des Festes beitrage, und ging mit der Bedrohung aller Aristokraten ab, welche hier versammelt seyen. Er eilte sogleich, diese lächerliche Scene, welche Dumouriez's Stellung, Marats Wahnsinn und die Sitten jener Zeit so gut schildert, in seiner Zeitung zu erzählen.

Dumouriez blieb vier Tage in Paris, konnte sich aber während derselben mit den Girondisten nicht verständigen, obgleich einer derselben, Gensonné, sein vertrauter Freund war. Er begnügte sich damit, diesem letztern zu rathen, sich mit Danton, als dem mächtigsten Manne, und dem, welcher trotz seiner Laster doch den rechtlichen Leuten am meisten nützen könne, wieder auszusöhnen. Auch mit den Jakobinern, die ihm mißfielen, hatte er sich nicht stellen können; er war ihnen verdächtig wegen seiner vermeintlichen Freundschaft mit den Girondisten. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm also bei den beiden Parteien wenig genützt, allein in militärischer Hinsicht war er ihm förderlich gewesen.

Er hatte nach seiner Gewohnheit einen allgemeinen Plan entworfen, den der Ministerrath annahm. Nach

demselben sollte sich Montesquiou längs der Alpen halten, das Hochgebirge zur Gränze machen und also die Eroberung von Nizza vollenden, und die Neutralität der Schweiz erhalten. Biron sollte verstärkt werden, um den Rhein von Basel bis Landau vertheidigen zu können; ein Corps von 12,000 Mann unter General Meusnier mußte Custine's Rücken decken; Kellermann erhielt Befehl, schnell seine Standquartiere zu verlassen und zwischen Luxemburg und Trier nach Coblenz zu eilen, und somit zu thun, was er und Custine längst hatten thun sollen. Endlich wollte Dumouriez angriffsweise mit 80,000 Mann verfahren, und Frankreich seine natürlichen Gränzen durch die Eroberung von Belgien erwerben. Somit vertheidigte man sich überall, wo die Gränze von Natur fest war, und nur auf der einzigen unbeschützten Seite, auf der niederländischen Gränze, sollte angegriffen werden, weil man sich hier, sagte Dumouriez, nur durch gewonnene Schlachten vertheidigen könne.

Er setzte es, mittelst Santerre's, durch, daß der abgeschmackte Plan eines Lagers unter den Mauern von Paris aufgegeben wurde, und man alles, was man dazu an Menschen, Geschütz, Schießbedarf, Lagergeräthschaften gesammelt hatte, nach Flandern schickte, weil sein Heer an Allem Mangel litt; ferner versprach man ihm Schuhe, Mäntel und sechs Millionen baares Geld, welches er den Soldaten bis zum Eintritte in die Niederlande gäbe; später aber hoffte er, selbst für sich sorgen zu können. Er ging am 16. Oktober ab, etwas enttäuscht über die sogenannte öffentliche Dankbarkeit, etwas schlechter mit den Partheien stehend, als vorher, und höchstens durch einige militärische Vortheile entschädigt, die ihm der Ministerrath bewilligt hatte.

Fabre_d'Eglantine.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse
von 1789 — 1830,

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Vierundzwanzigstes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Die französische
Staats-Umwälzung.

Dritte Periode.

Geschichte
des
National-Conventes.

Dekret des Convents gegen die Ausgewanderten.

Nachdem man die Güter dieser Flüchtlinge, weil sie Feinde des Vaterlands seyen, zum Besten der Nation eingezogen hatte, wurde auf des Deputirten Cambons Vorschlag noch beschlossen, daß alle diejenigen, welche Gelder, oder Geldeswerth von ausgewanderten Franzosen in Verwahrung hätten, bei Todesstrafe gehalten seyn sollten, diese Gelder, Staatsobligationen u. s. w. innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Bekanntmachung dieses Dekrets, dem Nationalschatze zu überliefern. — Dieß war ein schreckliches Dekret. Es setzte die Todesstrafe auf die Freundschaft, und nöthigte alle diejenigen, die dergleichen Gelder in Verwahrung hatten, pflicht- und ehrwidrig zu handeln, Baarschaften, welche ihnen unter dem heiligen Siegel der Freundschaft, der Treue und Ehrlichkeit, anvertraut worden waren, auszuliefern, und an ihren Freunden und Verwandten zu niederträchtigen Verräthern zu werden, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, auf dem Schaffote zu sterben. Gesetze dieser Art, welche die unverbrüchlichsten Pflichten der Mo-

Die französische Staats-Umwälzung.

Dritte Periode.

Geschichte des National-Convents.

ral, der Ehre, der Menschlichkeit, mit der Pflicht der Selbsterhaltung in Collision bringen, können keine andere Wirkung haben, als alles Gefühl für Tugend und Ehre bei den Nationen, denen sie gegeben werden, zu ersticken, und die Grundlagen, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht, auf die schrecklichste Weise zu erschüttern.

Am 23. Oktober berathschlagte sich der Convent über die Frage, was ein Ausgewanderter, der in sein Vaterland zurückkehrte, für eine Strafe leiden sollte? Man that verschiedene Vorschläge; aber Osselin bestand darauf, daß die Todesstrafe festgesetzt werden müßte, und zwar ohne allen Unterschied des Alters, des Geschlechts, oder des Standes.

Buzot war derselben Meinung. „Das Auswandern," sagte er, „ist an sich kein Verbrechen; es kann daher auch nicht mit dem Tode bestraft werden. Alles kommt auf die Umstände an; und diese allein können das Auswandern verbrecherisch und strafbar machen. Derjenige, welcher seinem Vaterlande in der Gefahr entflieht, welcher ihm seine Kräfte und sein Vermögen entwendet, wenn es dieselben verlangt, ist ein Niederträchtiger; derjenige, welcher es flieht, und ihm Feinde erweckt, oder selbst gegen dasselbe die Waffen führt, ist ein Verräther: die erstern müssen mit ewiger Verbannung, die letztern mit dem Tode bestraft werden; jedoch muß man

auch die erstern mit dem Tode bestrafen, wenn sie ihre Verbannung brechen, und es wagen, zurückzukommen.“

Danton unterstützte ebenfalls diesen Vorschlag, und der Convent beschloß: daß die Ausgewanderten von dem Gebiete der Republik auf ewig verbannt wären, und daß diejenigen, welche nach Bekanntmachung dieses Beschlusses zurückkommen würden, mit dem Tode bestraft werden sollten. Diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, müßten ohnehin, zufolge eines bereits erlassenen Dekretes, mit dem Tode bestraft werden. Demzufolge wurden einige mit den Waffen in der Hand ergriffene Ausgewanderte sogleich hingerichtet.

Hätte dieses grausame, unmenschliche Dekret sich nur auf solche Personen erstreckt, welche gegen ihr Vaterland gestritten hatten, so dürfte sich dasselbe noch entschuldigen lassen. Da aber alle Ausgewanderten, ohne Unterschied, darin begriffen wurden, so war der Beschluß hart und tyrannisch, und dieß um so viel mehr, da die constituirende Versammlung förmlich erklärt hatte: das Auswandern sey kein Verbrechen, und jeder Staatsbürger habe das Recht, nach Willkühr aus dem Reiche zu gehen und in dasselbe zu kommen. Viele Ausgewanderte sind geflohen, weil sie sich fürchteten, ermordet zu werden. Sie flohen nicht vor der Constitution, sondern sie flohen vor Orleans, vor Marat, Robespierre, Danton, Pe-

thion und Manuel. Es fanden sich unter ihnen viele furchtsame Weiber und Kinder, die sich nun auf immer ihres Vermögens und ihrer Wohnung beraubt sahen; viele rechtschaffene Patrioten, denen die im August und September vorgefallenen Mordthaten ein Gräuel waren, und deren Absicht es gar nicht gewesen war, Frankreich auf immer zu verlassen. Was hatten diese gethan, um so hart bestraft zu werden!

So weit ging der Haß des Convents gegen die unglücklichen Ausgewanderten, daß man sogar denen, die nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, und demselben zu dienen wünschten, wenn man ihnen erlauben wolle, daß sie mit Sicherheit zurückkommen könnten, diese Erlaubniß nicht gab. Der General Cüstine sowohl, als der General Biron, übersandte dem Convent Briefe von Offizieren unter dem Condeischen Corps, die um Verzeihung baten, und um Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren: der Convent ging aber, nach Vorlesung dieser Briefe, jedesmal zur Tagesordnung über, ohne dieselben der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen.

Das Projekt, eine Departements-Legion zu errichten, wird von dem Convente verworfen.

Die Macht der furchtbaren Jakobiner griff täglich mehr um sich, und nahm auf eine für alle rechtlichen

Leute schreckhafte Weise zu. Die Sprache, welche ihnen diente, um ihre gräßlichen Gedanken und Meinungen auszudrücken, hatte eine grasse Genialität. Es waren meistens riesenhaft gemeine Metaphern, Uebertragungen frecher Barbarismen, ein schreckhaftes Geberdenspiel, auf Mord-Instrumente des Henkers, auf die Guillotine andeutend, welches Wort die Quelle einer fast unversiegbaren und schauderhaften Lustigkeit war; die Jakobiner wandten auch gerne das Wort „septembrisiren" an. Die cynischsten (schmutzigsten) Flüche waren im Gefolge des Du und Du. Das Wort „Sansculottes" mußte mit einem gewissen majestätischen Bombast ausgesprochen werden. Um in hohe Gunst zu gelangen, mußte man die Unreinlichkeit bis in's Eckelhafte treiben, und der Cyniker Chabot gab die Moden an. Mit Recht fürchtete Roland und die Deputirten seine Freunde, diesem hunderttausendköpfigen und hunderttausendsinnigen Ungeheuer endlich zu unterliegen, und suchten deßhalb alle Mittel hervor, um eine öffentliche Macht zu schaffen, die ihnen gestattete, den Jakobinerklubb zu schließen, den sie noch acht Monate früher gegen die Anklage des unglücklichen Delessart vertheidigt, und in welchem sie Lafayettes Unternehmungen schlecht unterstützt hatten. Zu wem aber seine Zuflucht nehmen? auf die Nationalgarde war, seit Lafayette sie nicht mehr commandirte, und besonders seit den August- und Septembertagen, wo der Kern aus ihr geschieden war,

sich nicht mehr zu verlassen. Einige Regimenter nach Paris kommen zu lassen, war gefährlich, hieß die öffentliche Freiheit compromittiren, und sie den Unternehmungen eines Cromwell oder Monk aussetzen; überdieß war zu befürchten, daß die Soldaten nur allzubald von den Jakobiner verführt werden und gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen würden; endlich war der Kriegsminister Pache diesen ganz ergeben, und würde sich der Anwendung dieses Mittels des Heils widersetzt haben. Man entwarf demnach den Plan, eine Departemental-Legion zum Dienste des Convents zu errichten, welche 8000 Mann stark seyn und die aus den gebildetsten und wohlhabendsten republikanisch gesinnten Familien der Departemente gewählt werden sollten. Schon erboten sich Städte wie Bordeaux, Marseille, Lyon, Nantes, Brest, Lorient u. s. w., ihre Contingente nach der geforderten Bedingung zu dieser Legion auszurüsten. Diesen Plan, der allein die Unabhängigkeit des Convents sichern konnte, hatte Buzot, Barbaroux und Vergniaud vorgeschlagen und unterstützt. Allein die Bergmänner sahen in dieser projektirten Legion nur Liktoren, die auf den Wink Rolands bereit seyn würden, den besten Patrioten die Köpfe abzuschlagen; sie rühmten fortwährend die jetzige Ruhe der Hauptstadt, und hüteten sich wohl, sie durch partielle Maßregeln zu stören, da sie wahrscheinlich schon den regelmäßigen, jeden Tag wiederholten Mordsce-

nen entgegen sahen. Dem Convente, sagten sie, ist schon eine unermeßliche Gewalt verliehen; was soll ihn noch von den Despoten des Orients unterscheiden, wenn er, wie sie, sich mit einem Corps von Janitscharen umgiebt? Werden die Gesetze das freie und wohlüberlegte Werk der Gesetzgeber seyn, wenn eine hochmüthige und aufgeblasene Schaarwache, Garde genannt, ihr Heiligthum umgiebt, und bewacht? Den Convent durch ein solches Corps beschützen, heißt ihn unterjochen wollen. Sind erst die Satelliten da, so ist auch der Tyrann nicht mehr fern und man ist höchstens nur noch über dessen Wahl verlegen. Hat man nicht selbst noch den 10. August die Augen auf jenen Braunschweig geworfen? so sehr war man über sein Manifest entzückt, in welchem er versprach, keinen Stein in Paris auf dem andern zu lassen! Hat man nicht England gebeten, uns den Herzog von York zu senden? Doch, ohne so weit zu gehen, sind nicht selbst zwei Tyrannen, statt einem, im Tempel? Da kann man zwischen dem Vater und dem Sohn wählen. Vielleicht giebt man dem Sohn den Vorzug, um die Regentschaft einem Pethion anzuvertrauen, der sich schon um die Hofmeisterstelle beworben hat. Doch die Departemental-Legion wird alle diese Schwierigkeiten durch ihre Wahl entscheiden. Man wird mit Allem zufrieden seyn, wenn man nur im Namen eines Königs herrschen kann! Aber wird das unsterbliche Paris einen solchen Schimpf dulden? Werden die Sieger vom 10. Au-

gust sich wegen eines Sieges züchtigen lassen, der nicht den besondern Beifall der Brissot, Vergniaud und Gensonné erhalten hat? Werden die Pariser, denen man die schöne Aussicht auf Elend, Sklaverei, Schmach und Tod zeigt, dulden, daß ein Haufen falscher Republikaner die eiteln, lächerlich-verächtlichen Drohungen eines Bouillé oder Braunschweig erfülle? — Großmüthige Pariser, ihr schaudert; kaum begreift ihr, wie es möglich ist, daß eure Furchtbarkeit für Tyrannen, die ihr erst vor wenig Tagen so herrlich bewiesen habt, schon aus dem Gedächtniß derjenigen verschwunden seyn soll, die ihnen eine verborgene Hülfe liehen, und die sie noch täglich zurückwünschen und vertheidigen. Eure Liebe bewacht den Convent, selbst in dem Augenblick, wo man ihm Beschlüsse vorschlägt, die beschimpfende Drohungen gegen Euch enthalten. Ihr schweigt, allein ihr bleibt auf eure Piken gestützt. Ihr schlaft nur auf den Kanonen des 10. Augusts."

Dieß waren die Worte und der Geist, welche in den Reden eines Robespierre, eines Billaud-Varennes herrschten, als sie gegen die Errichtung der Departemental-Legion eiferten. Die neutralen Deputirten, das Thal genannt, welche Barrere anführte, waren durch die Drohungen dieser furchtbaren Bergmänner eingeschüchtert; sie glaubten an die Wuth, an die Energie und an die Rache der Pariser, obgleich auch diese durch die Tyrannen, welche den Convent und

Frankreich gänzlich beherrschten, unterdrückt waren. Jemehr die Girondisten die entsetzlichen Septembertage schilderten, um eine entscheidende Maßregel zu erlangen, desto mehr schreckten sie die zaghaften Deputirten des Thales, welche fürchteten, jene Gräuel erneuert zu sehen, und nun selbst ihr Opfer zu werden.

Lecointre klagte nun Marat als den Urheber eines Complottes an. Marat trat auf, er konnte aber nur mit Mühe zum Worte kommen. Endlich fing er an: „Ich will mich nicht so weit erniedrigen, auf Schmähreden zu antworten; vermöge meiner politischen Absichten, vermöge meiner Gesinnungen, vermöge meiner Art, die Dinge anzusehen, bin ich über eure Dekrete erhaben. Ihr seyd nicht im Stande, mich etwas sehen zu machen, was ich nicht sehe, und ihr könnt nicht machen, daß ich nicht sehe, was ich sehe. Ihr wäret nicht einmal hier, wenn ich nicht auf die öffentliche Meinung gewirkt und dieselbe vorbereitet hätte" . . . . Lautes Gelächter und unwilliges Murren der Girondisten unterbrach hier Marat, der sich aber dadurch nicht irre machen ließ, und endlich die Mitglieder der Girondepartei überhaupt, namentlich aber Guadet, förmlich anklagte.

Guadet trat auf. „Ich wundere mich gar nicht, sprach er, daß ich von einem Manne angeklagt werde, dessen Namen niemals über meine Lippen gehen zu lassen ich mir zur Pflicht mache. Sobald ich er-

führ, daß ich zum Mitgliede des Convents gewählt werden sollte, ward mir bange. Mir ward bange, daß ich der College einiger Personen werden sollte, die unter Revolution Morden, unter Freiheit Ausgelassenheit, und unter Vaterland Partei und Faction verstehen!"

Die Girondisten sahen immer mehr und mehr ein, daß ihnen kein anderes Mittel übrig bliebe, als sich dem Pariser Bürgerrathe, welcher den Beschlüssen des Convents nicht gehorchte, mit Gewalt entgegenzusetzen, und ihn entweder zur Unterwerfung zu zwingen, oder ihn abzuschaffen. Zu diesem Ende wurde der Plan erneuert, aus allen Abtheilungen Frankreichs eine aus Freiwilligen bestehende ansehnliche bewaffnete Macht nach Paris zu berufen, die, von allen andern Obrigkeiten unabhängig, bloß zum Dienste des Convents vorhanden seyn, und keinem andern als ihrem Befehle Folge zu leisten haben sollte. Da die Girondisten in dem Convente die Mehrheit ausmachten und die Oberhand hatten, so schmeichelten sie sich, daß diese bewaffnete Macht ganz zu ihrem Befehle stehen würde, und zu keinen andern als zu ihren Zwecken würde gebraucht werden können. Demzufolge sagte Lanjuinais am 5. Oktober: „Es ist jetzt nöthiger als jemals, eine öffentliche bewaffnete Macht zu errichten, denn wir sind hier nicht sicher. Ich verlange, daß sogleich festgesetzt werde, diese Macht solle aus

24,000 in den dreiundachtzig Abtheilungen gewählten Männern bestehen; 6000 derselben sollen beständig im Dienste seyn, und alle Vierteljahre sollen sie abwechseln." Der Convent wies diesen Vorschlag an den Kriegsausschuß.

Sobald die Bergmänner sahen, daß es den Girondisten wirklich Ernst sey, diesen Plan auszuführen, setzten sie sich aus allen Kräften dagegen. Sie wiegelten zu Paris das Volk auf, sich dieser Maßregel zu widersetzen. Schon am 6. Oktober erschien eine Gesandtschaft der Section des Tempels und beklagte sich, daß der Convent fremde Truppen wolle kommen lassen, daß er den Parisern so wenig Zutrauen zeige, dessen diese doch so würdig seyen, und daß dadurch die Stadt Paris den übrigen Abtheilungen verdächtig gemacht werde.

Am 7. Oktober kam eine andere Gesandtschaft der Section des Gravilliers. Diese sprach schon lauter und dreister. Sie verlangte, daß dem Könige bald und ohne Aufschub der Prozeß gemacht werde; sie beklagte sich über verschiedene Beschlüsse des Convents; und endlich sagte sie: „Die Männer des 10. Augusts wollen nicht leiden, daß diejenigen, die sie mit ihrem Zutrauen beehrt haben, auch nur Einen Augenblick vergessen sollen, daß das Volk der Souverän ist. Von dem Grundsatze gehen wir nicht ab, daß es zwar recht ist, den Gesetzen zu gehorchen,

aber eben so recht, den Despoten zu widerstehen," u. s. w.

Endlich stattete Buzot am 8. Oktober im Namen des Ausschusses über die Einrichtung der bewaffneten Macht, welche den Convent umgeben sollte, Bericht ab.

Am 10. Oktober wurde der Pariser Bürgerrath von den Girondisten angeklagt, eine Menge Kostbarkeiten aller Art, welche theils den Ausgewanderten, theils den in den Gefängnissen Ermordeten zugehörten, unterschlagen und unter seine Mitglieder vertheilt zu haben. Man verlangte, daß dieser Bürgerrath Rechnung ablegen solle. Dagegen setzten sich seine ehemaligen Mitglieder, vorzüglich Bourdon und Thuriot. Barbaroux sagte, der Bürgerrath habe selbst gestanden, daß seit dem 10. August eine große Menge Silbergeschirr und 1,100,000 Livres in baarem Gelde abhanden gekommen sey. — Die Mitglieder dieses Bürgerrathes stahlen so unverschämt, daß sie sich ihrer Diebstähle sogar rühmten. Sergent, Panis und Andere trugen die gestohlenen Fingerringe und Uhren der Ermordeten öffentlich und ohne Scheu. Am 11. Oktober bewies Cambon dem Convent einen neuen Diebstahl des Bürgerraths, der mehrere Millionen betrug. Marat behauptete hierauf, der Minister Roland habe sich ebenfalls eines Theils der Diamanten der Ausgewander-

der-

derten bemächtigt, und führte die Häuser an, aus welchen er dieselben zu sich genommen habe.

Am 19. Oktober endlich erschien vor den Schranken eine Gesandtschaft im Namen aller achtundvierzig Sectionen der Stadt Paris. Diese Gesandtschaft überbrachte eine Bittschrift gegen die zu errichtende Leibwache des Nationalconvents. In dieser Bittschritt hieß es: „Ihr wollt euch den Tyrannen gleich machen, und mit einer Leibwache euch umgeben, mit einer prätorianischen Leibwache. Paris hat die Revolution des 10. Augusts bewirkt, und Paris wird diese Revolution zu behaupten wissen. Die Sectionen der Stadt Paris erklären euch, daß sie dieses Vorhaben gehässig und gefährlich finden .... Welcher freche Mensch hat es wagen dürfen, nur zu vermuthen, daß das Volk einen solchen Beschluß würde durchgehen lassen! .... Ihr müßt wissen, daß ihr unter den Augen von Männern handelt, die euer Betragen genau beobachten und eure Beschlüsse abwiegen! Das Volk wird sich vor keinem Gesetze bücken, ehe es nicht dasselbe genehmigt hat. Paris hat Frankreich frei gemacht, und Paris wird Frankreich frei erhalten.“ — So wagte es der Pariser Pöbel mit dem Nationalconvente zu sprechen!

Man verlor sich nun in zweideutige Sophistereien, und der Convent, um furchtlos zu scheinen, willigte ein, sich durch die Liebe der Pariser bewachen zu lassen.

Die Girondisten gaben niemals die Hoffnung auf, den Convent zu zwingen, sich mit einer Departemental-Wache zu umgeben: sie sagten, „man will nicht den Schein haben, sie zu begehren, und dennoch wünscht man sie! Wohlan man muß sie ohne Verzug bilden. Der Convent wird eben sowohl seine Vertheidiger dulden, als er seine Tyrannen duldet.“ Sie suchten nun in ihrer Nähe das zu finden, was diese Wache ersetzen, oder zum ersten Vorbilde einer solchen dienen könne.

Barbaroux hatte dem Convent oft mit großem Gepränge die Ankunft einer neuen Marseiller-Legion angezeigt. Sie wurde ungefähr aus der nämlichen Art Menschen, wie die erste, gebildet, man hatte ihr aber ganz andere Instructionen, als jener, gegeben, und ihr gesagt, daß sie bestimmt sey, die Ordnung und Ruhe wiederherzustellen und zu erhalten. Die Avantgarde dieser Legion, aus einigen hundert Mann bestehend, kam zu Paris an, und die Marseiller vom 10. August gaben, vereint mit den Föderirten von Brest, ihren Landsleuten ein Fest.

Barbaroux bemühte sich, seinen ersten Soldaten den Antheil, den manche unter ihnen an den Septembermordthaten gehabt hatten, vergessen zu machen; er suchte ihnen einen republikanischen Abscheu gegen den Dictator Robespierre und gegen das Triumvirat, aus Danton, Marat und Robespierre

bestehend, einzuflößen. Nach Beendigung des Festes zerstreuten sich die Marseiller und Brester in die Straßen von Paris, ihre Ferrandolen tanzend, und die Carmagnole singend, und begaben sich dann in das Palais royal. Die Kaufleute schließen erschrocken ihre Läden: man fürchtet neue Aechtungen, neue Verhaftungen und neue Mordthaten; schüchtern fragt man sich, wo das Blutbad beginnen wird, man fürchtet dießmal besonders für die Gefangenen im Tempel. Allein Erstaunen bemächtigt sich aller Gemüther, als man deutlich vernimmt, daß die Marseiller in den neuen Versen ihrer Carmagnolen die Köpfe Marats, Dantons und Robespierre's begehren, und das Lob Rolands und Vergniauds singen. Einige schrien sogar: „Keinen Prozeß dem König, schonen wir des armseligen Tyrannen!" Dieß ist eine Falle, sagten die verwunderten Pariser; wenn wir ihr Geschrei wiederholen, so werden sie uns tödten. Auch die treuesten Royalisten theilten dieses Mißtrauen.

Eine Gesandtschaft dieser Marseiller trat vor die Schranken des Convents, und ihr Redner sagte:

„Die Küsten des mittelländischen Meeres haben wir verlassen, und sind Paris zu Hülfe gekommen. Man sagt uns, wir hätten keine andere Feinde mehr als die Aufwiegler und die Leute, die nach der Dictatur schmachten. Ihr gehört allen dreiundachtzig Abtheilungen Frankreichs, folglich auch uns zu, eben so gut als der Stadt Paris. Es gibt zwar Leute,

wie wir hören, welche die Pariser überreden wollen, daß der Convent die Absicht habe, sich zu tyrannischen Zwecken mit einer prätorianischen Leibwache zu umgeben. Diese Verläumdung wollen wir mit Einem Worte widerlegen! wir werden zu der Wache gehören. Stellvertreter des Volkes! Die Söhne der Marseiller verstehen sich eben so gut darauf, zu gehorchen, als zu fechten; sie hassen die Dictatoren nicht weniger als sie die Könige hassen: ihr aber könnt zur Unterstützung eurer Gesetze und eures Ansehens fest auf sie zählen."

Nach diesem Redner trat ein anderer hervor, und klagte Marat in heftigen Ausdrücken an. Er nannte ihn einen blutdürstigen Mann, der bloß nach Mord und Todschlag schmachte, und verlangte ein Anklagedecret gegen Marat.

Der Präsident erinnerte den Redner, die einem Stellvertreter des Volkes schuldige Achtung nicht aus den Augen zu setzen. „Nicht gegen den Stellvertreter Marat spreche ich, rief der Redner, sondern gegen Marat den Flugschreiber, den Mordbrenner; gegen diesen ruft die französische Republik, ruft die menschliche Natur euch zur Rache auf!"

Die Girondisten setzten es durch, daß diese Anklage an den Wohlfahrtsausschuß verwiesen wurde. Ueberhaupt war die Bittschrift der Pariser Sectionen eine Maßregel der Maratisten und vorzüglich Dantons;

die Bittschrift der Marseiller hingegen eine Maßregel der Girondisten, und vorzüglich Rolands.

Am 24. Oktober las Lasource eine lange, von ihm ausgearbeitete Rede in dem Convent ab. Er schilderte in derselben die Revolution, und sagte: in solchen stürmischen Zeiten gebe es allemal auch Bösewichter, welche aus ihren Schlupfwinkeln hervor kröchen, welche die Schande und die Plage solcher Revolutionszeiten seyen, welche die Grimmigkeit wilder Thiere mit dem Zorne der Menschen verbänden, und welche der Dolche der Meuchelmörder nicht weniger, als der Keule des Volkes, sich bedienten. Marat erkannte sich in dieser Schilderung, ungeachtet sein Name nicht genannt wurde. Er unterbrach den Redner, und rief: „Das schickt sich nicht!" – Sobald die Rede zu Ende war, bat er um das Wort. Der Präsident schlug es ihm ab, endlich aber erhielt er es, da er darauf bestand, dennoch. „Nicht einige im Verborgenen lebende Staatsbürger, sprach er, welche unaufhörlich die Rechte des Volkes vertheidigen, sind die Feinde der Nation, sondern die ungetreuen Stellvertreter des Volkes, die bestochenen öffentlichen Beamten; vorzüglich aber die infamen Minister, welche, um ihrem Ehrgeize zu fröhnen, willkührliche Verhaftbefehle gegen die Staatsbürger erlassen! Hier ist ein solcher Verhaftbefehl von Roland (er zog ihn aus der Tasche). Nur das thut mir

leid, daß der Minister nicht selbst hier ist, um mich zu hören."

Barbaroux trat auf die Rednerbühne und klagte Marat an: Marat sey in die Kaserne der neu angekommenen Marseiller gegangen und habe sie zu verführen gesucht; er habe drei Mann von jeder Compagnie zu sich zum Frühstück gebeten; dann habe er sich gestellt, als nähme er Antheil an ihrem Schicksale; er habe zu den Marseillern gesagt: er bedaure, daß sie so schlechtes Quartier hätten; die Dragoner in der Militärschule wohnten weit besser, und zwar deswegen, weil sie Gegenrevolutionärs und Aristokraten, ehemalige Kammerdiener, Kutscher und Leibgardisten wären, die sich für Patrioten ausgäben; die Marseiller hätten aber Marats treulose Absichten gemerkt und das Frühstück ausgeschlagen.

Die Girondisten riefen von allen Seiten, Barbaroux solle diese Anzeige aufsetzen, und dieselbe dem Sicherheitsausschusse des Convents zur nähern Untersuchung übergeben. Marat nahm Himmel und Erde zu Zeugen der Reinheit seiner Absichten, und sagte, die Sache sey ganz klar: er habe seine Freunde, seine Brüder, die Marseiller besucht; er habe Soldaten und Officiere zu sich gebeten, damit sich keiner beklagen könne, zurückgesetzt zu seyn; sein Herz habe sich empört, als er gesehen habe, wie schlecht sie behandelt würden, während die Dragoner in schönen himmelblauen Röcken einher gingen und gut bezahlt

seyen. Nun sey man frech genug, aus dieser patriotischen Höflichkeit einen politischen Plan machen zu wollen.

Die Versammlung beschloß dessen ungeachtet, daß der Sicherheits-Ausschuß über diese Anklage gegen Marat nächstens einen Bericht abstatten solle. Ein Deputirter setzte hinzu: er habe Marat sagen gehört, es müßten noch 270,000 Köpfe springen, ehe die Ruhe hergestellt seyn würde. Ein anderer Deputirter erklärte: auch er habe diese Rede aus Marats Munde gehört. Mit frecher Stirne stand jetzt Marat auf, und sagte ganz gelassen: „Freilich, das habe ich gesagt. Ist es ein Verbrechen, so bringt mich um. Ich wiederhole es, es ist meine Meinung.“ — Alles verstummte vor Entsetzen. Da fing Marat wieder an: „Ja, ja, das ist meine Meinung. Wer darf sich unterfangen, hier einen Deputirten wegen seiner Meinung zur Rede zu stellen? Meinungen müssen frei seyn. Nun, was rechnet ihr mir dann so hoch an? Ich sagte: eher habt ihr weder Frieden noch Ruhe, ehe ihr nicht den Unterdrückern des Volkes die Köpfe abgeschlagen haben würdet. Sehr bescheiden nahm ich an, es wären ihrer nur 270,000. Und darum will man mich verklagen! Auch deswegen, weil ich dem neulich von Marseille gekommenen Bataillon mehr Achtung bewiesen, als irgend ein anderes Mitglied des Convents. Sind dieß Verbrechen, so schneidet

mir den Hals ab." Hiebei strich er sich mit der Schärfe seiner rechten Hand über den Hals.

Unterdessen schienen die Marseiller beunruhigt, kein Echo für ihre Exclamationen zu finden; sie ziehen sich in der Nacht zurück, ohne einen Angriff auf die Jakobiner gewagt zu haben. Den andern Tag ließen sie schon sehr nach; Roland verstand es nicht, ihren Muth durch eine Hand voll Assignaten anzufeuern. Die Jakobiner suchten Brüderschaft mit ihnen zu machen, und es gelang ihnen, sie wieder ihren Reihen einzuverleiben.

Die Girondisten selbst schienen froh, sich von so gefährlichen Hülfstruppen befreit zu sehen; nur die Föderirten von Brest blieben ihnen mit vieler Unerschrockenheit treu. — Bis jetzt aber hatte noch keine Partei die Oberhand erhalten.

Die furchtsamen Thalmänner suchten so viel als möglich, das Gleichgewicht zwischen dem Berg und der Gironde zu erhalten, welches sie als das beste Mittel für ihre eigene Sicherheit ansahen. Alle rechtlichen Leute sahen mit Vergnügen und dankbarer Bewunderung, wie muthig die republikanisch gesinnten Girondisten den blutdürstigen Tyrannen vom Berge die Stange hielten und sie zu bekämpfen suchten. „Es ist sehr viel, sagten sie, solche Menschen im Zaume zu halten, und zu verhindern, daß das Blut der Franzosen nicht in Strömen unter ihren Henkersbeilen fließt." Dagegen waren die Royalisten sehr

unzufrieden mit ihnen, weil sie so streng gegen die Ausgewanderten und alle Anhänger des absoluten Königthums waren.

Fernere Berichte über den Aufenthalt der königlichen Familie im Tempel — Besondere Vorfälle daselbst.

Es ist nun endlich Zeit, daß wir uns einmal wieder nach den königlichen Gefangenen im Tempel umsehen, deren Leiden und Besorgnisse täglich zunahmen, und über welche der Kammerdiener Clery, dem es den 26. August gestattet worden war, seinem Herrn in das Gefängniß zu folgen, in seinem daselbst geführten Tagebuch merkwürdige und zuverlässige Aufschlüsse gibt. *)

Auf Vergniauds Antrag hatte die gesetzgebende Versammlung, indem sie die Civilliste aufhob, beschlossen, sie durch einen Gehalt von 500,000 Livres für den Unterhalt der königlichen Familie zu ersetzen; aber der Gemeinderath hatte es für gut gefunden,

---

*) Wir geben unsern Lesern dieses höchst interessante Tagebuch, so wie das, welches die damals vierzehnjährige Tochter des unglücklichen Königs, Maria Theresia Charlotte, jetzige Dauphine von Frankreich, geführt hat, vielleicht in einem besondern Heft, nebst den letzten Stunden Ludwigs des Sechszehnten, von seinem Beichtvater, Edgeworth von Frimont geschrieben.

diesen Beschluß nicht zu ratificiren. Die Armuth des Königs war so groß, daß die Prinzessinnen einen Theil des Tages und der Nächte damit zubrachten, ihre Kleider und die des Königs auszubessern. Man hatte den zweiten und dritten Stock des Thurms der Familie zur Wohnung eingeräumt, deren Zimmer sehr unrein und gar nicht meublirt waren. Man verfuhr mit solcher Strenge gegen sie, daß sie jeden Tag einige Vergünstigungen zu beweinen hatten. Clery vervielfältigte sich in dem Dienste für die unglückliche Familie, wobei ihm Turge mit einem Eifer beistand, dessen Ergebenheit ihn zu jeder Stunde dem Tod aussetzte. Diese beiden unerschrockenen und unerschütterlichen, treuen Diener ausgenommen, umgaben nur Barbaren die Mitglieder der Familie. Einer der Gefangenenwärter, mit Namen Tissot, hatte seine Frau ordentlich zu Unmenschlichkeiten gegen den König und die Königin abgerichtet. Fast jeden Tag ersann dieses Weib neue Qualen, worüber sie oft Gewissensbisse bekam. Die Municipal-Beamten dienten abwechselnd dem König zum Kerkermeister. Die einen setzten sich in dem Augenblicke zu den Prinzessinnen, als sie sich zu Betre legen wollten, und zwangen sie dadurch, stehend zu wachen. Andere schrieben, oder ließen Flüche und Verwünschungen an die Wände der Zimmer schreiben, welche die Feder nicht wiederholen darf. Gelang es ihnen nicht,

die Gefangenen durch Beschimpfungen zu ärgern, so versuchten sie, sie durch gotteslästerliche Flüche zu erschrecken.

So wurde alles hervorgesucht, was die eben vom Throne gestürzte Familie nur kränken, demüthigen und erniedrigen konnte; man ging auf die verächtlichste Weise mit ihr um, und hatte oft kaum die Rücksichten gegen sie, die man gegen die geringsten Dienstboten, oder auch gegen die abscheulichsten Verbrecher beobachtet. Die Stunden, die man den unglücklichen Schlachtopfern vergönnte, frische Luft im Garten des Tempels zu schöpfen, waren durch die Art, mit welcher dieses geschah, mehr dazu geeignet, die Leiden derselben zu vermehren, als ihnen eine Erholung zu gewähren, denn auch hier suchte man sie auf das Ausgesuchteste zu quälen. Gewöhnlich begleitete sie Santerre bei diesen Promenaden, und wenn er abwesend war, wurden sie gar nicht gestattet. Die Schildwachen, welche in dem Garten vertheilt waren, bestanden fast immer aus Männern vom 2. September und den Mördern der unglücklichen Lamballe. An den Mauern hatte man mit Kohlen Guillotinen, Laternenpfähle und Galgen mit daran hängenden Personen von der königlichen Familie gezeichnet. Der König und die Königin unterwarfen sich der täglichen Marter dieser Spaziergänge, weil sie sie für die Gesundheit ihrer Kinder unumgänglich nothwendig glaubten. Der König gab dem Dauphin Unterricht in der Geographie und der Geschichte, die

ihm Freude zu machen schien. Dieses Kind hatte eine äußerst gutmüthige und einnehmende Physiognomie, viel natürlichen Verstand uud sehr kluge und naive Einfälle, von denen man sich viel im Publikum unterhielt. Das Unglück seiner Eltern machte seinen Verstand vor den Jahren zum Nachdenken und für Ueberlegungen reif. Sein Vater erklärte ihm lateinische Autoren, ließ ihn Verse aus Corneille's und Racine's Trauerspielen hersagen, und erzählte ihm viel von den Königen, seinen Vorgängern, besonders von dem heiligen Ludwig, der so, wie er, lange Zeit ein Gefangener gewesen war. Die Dauphine, in der schönsten Blüthe, die das Unglück noch interessanter machte, nahm Antheil an dem Unterricht ihres Bruders, oder spielte mit ihm, und suchte den Kummer ihrer Eltern tröstend zu erleichtern. Ihre Tante, die tugendhafte Elisabeth, suchte sie nach ihrem eigenen würdigen Vorbilde auszubilden. Die Königin bat oft den Himmel, daß er ihrer Tochter bessere Tage als ihr schenken möge, und von allen Wünschen dieser Fürstin war dieß der einzige, der in Erfüllung ging: denn jetzt lebt die Dauphine sehr glücklich vermählt und geliebt zu Paris.

Die unglückliche königliche Familie wurde, seitdem der Nationalconvent versammelt war, noch härter und strenger behandelt als vorher. Um den König bei dem Volke verhaßt zu machen, gab der Bürgerrath vor, er mache sogar im Gefängnisse noch Ver-

schwörungen. In den Nachrichten vom Befinden der königlichen Familie, welche der Bürgerrath täglich drucken ließ, kamen Beschuldigungen aller Art vor. Bald hieß es, der König spräche mit der Königin in einer geheimen Sprache; man habe den König sagen gehört: ich habe 45 gesehen, worauf die Königin geantwortet hätte: und ich 52. Ein andermal wurde gesagt: die Königin und die Prinzessinnen besuchten oft die Garderobe, weil man von da die umliegenden Häuser sehen, und den Bewohnern derselben Zeichen geben könne. Ein drittes Mal hieß es: die Gefangenen verlangten oft reine Wäsche, weil sie mit derselben verborgene Billete von Außen erhielten. Ein viertes Mal war ein Ausrufer verdächtig, der mit lauter Stimme unter den Fenstern der Gefangenen Waaren zum Verkaufe ausrief. Endlich wurde erzählt: die Königin hätte ein Kopfzeug verlangt; eine Modehändlerin wäre gekommen und hätte verschiedene Kopfzeuge ausgekramt; die Königin hätte alle zu schön gefunden und einfachere verlangt; endlich hätte sie die Modehändlerin ersucht, ihr das Kopfzeug zu verkaufen, welches sie selbst trüge; die Modehändlerin hätte eingewilligt; allein bei dem Abnehmen hätten die wachehabenden Commissäre ein Knistern bemerkt, und nach genauer Untersuchung ein in Ziffern geschriebenes Billet gefunden.

Um unsern Lesern einen deutlichen Begriff von der Art zu geben, mit welcher die Familie behandelt

wurde, wollen wir ihnen hier einen kurzen Bericht eines sie bewachenden Commissärs an den Gemeinderath mittheilen. Es heißt darin:

„Als ich den 16. September auf der Wache war, von 11 Uhr des Morgens bis 11 des Abends, hörte ich zu wiederholtenmalen und mit Affektation, sagen: La Belle. Dieses Wort schien sehr wichtig zu seyn. Als ich am Montage mit Ludwig dem XVI. und seiner Schwester spazieren ging, fragte ihn diese halblaut: „Haben Sie La Belle gesehen?" — „Ja, zuweilen," antwortete er. — Ludwig der XVI. ergreift ein Buch, liest darin, nimmt ein anderes, macht Noten mit einem Bleistift, läßt bisweilen seinen Sohn lateinische Stellen erklären, und wählt sorgfältig nur solche, die auf die Umstände passen, in denen er sich befindet. Marie Antoinette läßt ihre Kinder lesen und laut aussagen, daß es scheint, man vermuthe Horcher an den Thüren. Vor einigen Tagen fand sich der Kammerdiener des vormaligen Herzogs de Coigny an ihrer Thüre, als Ohnehose verkleidet. Elisabeth giebt ihrer Nichte Unterricht im Rechnen und Zeichnen. Dann nehmen sie jede ein Buch in die Hand; dann sprechen sie. Man speist, und die Mahlzeit ist ausgesucht. Nur die Dolchritter fehlen, sonst wäre es ganz so wie in den Tuillerien. Nach Tische giebt es einige Parthien Piket; mitunter auch allerhand kleine Kniffe, mit den Commissarien zu sprechen und sie auszufra-

gen. Dergleichen Ausfragungen werden von Zeit zu Zeit unterbrochen. Dann nimmt man wieder die Bücher zur Hand; oder man spaziert, wobei man die Majestät affektirt und sich über kleine Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen scheint. Des Abends liest die Gemahlin Ludwig des XVI. vor, unter andern aus den Briefen der Cäcilia, bald von einem unglücklichen Grafen, der in die Tochter eines Prinzen von großem Hause verliebt ist, und die ihn sowohl, als sich selbst, rächen soll; bald u. s. w. Während des Vorlesens herrscht das tiefste Stillschweigen, und aus dem Lesen zieht man diese oder jene Anspielung. Auch giebt man sich Räthsel auf; sagt sich absichtlich Zweideutigkeiten; wahrsagt aus Karten Regen, Sturm oder heitern Himmel. Ueberhaupt wird in Zahlen und Bildern gesprochen. Da heißt es: „ich habe neun gesehen," — „und ich eilf," — „und ich bis neunzehn." Die Wittwe der Civilliste sagte vor vier Tagen zu ihrer Schwägerin Elisabeth: „Heute Morgen haben Sie vorsätzlich eine große Lüge gesagt." — „Wollen Sie, daß ich zehn mit zehn multipliciren solle?" erwiederte diese."

„Jede Frau," sagt der sich damals zu Paris aufhaltende Engländer Moore von der Königin, „würde in ihrer Lage höchst beklagenswürdig seyn: allein wir können nicht umhin zu glauben, daß sie beklagenswürdiger war, als jede andere an ihrer Stelle. Ihre Pein war um so unerträglicher, da ihr Rang und

Stand sie über das Elend hinweggesetzt zu haben schien, welches sie betraf und quälte. Ein fühlendes Herz braucht eben kein ungereimtes Vorurtheil für menschliche Hoheit zu nähren, um dieser Betrachtung Raum zu geben. Ihre Mutter eine Kaiserin, ihr Bruder Kaiser, und ein sehr mächtiger Monarch in Europa ihr Gemahl: so außerordentlich vormals ihr Glanz und ihre Hoheit war, so war ihr nachheriges Elend aber noch weit außerordentlicher. Sie war nicht bloß eine Königin, sondern auch eine schöne Frau; nicht bloß an die eigennützige, augendienerische Unterwürfigkeit war sie gewöhnt, die der Gewalt schmeichelt, sondern an die weit gefälligere Achtung und Ergebenheit, die der Schönheit huldigt. Ihre Freundschaft beglückte; ihr Lächeln machte selig; ihren Wünschen kam man zuvor; ihre Winke waren Befehle. Aber, welch ein schreckliches Widerspiel! In ein enges Gefängniß eingeschlossen, von Barbaren umgeben und umringt, die sich ihrer Leiden freuen, die ihrem Kummer Hohn sprechen, ungeachtet sie nie von ihr beleidigt worden sind; ihre treusten Diener und Freunde ermordet, weil sie ihre Freunde waren; die Todesqual banger Erwartung in ihrem Herzen; bebend und zitternd für ihr eigenes Schicksal, für das Schicksal ihres Gatten, ihrer Schwester, ihrer Kinder. — Nein! die Jahrbücher der Unglücklichen umfassen keine schrecklichere Lage, die höchste Einbildungskraft der tragischen Dichter erfand keine

schreck-

schrecklichere Lage, als die peinliche, qualvolle der Königin von Frankreich, Marie Antoinette. Die entferntesten Jahrhunderte werden ihren Namen nicht aussprechen, ohne den Teufeln in Menschengestalt zu fluchen, die sie so behandelten, und so behandeln ließen." —

Sobald die Monarchie abgeschafft war, machte man es dem Könige sogleich bekannt, und man setzte in sein, sowohl als in der Königin Zimmer an die Decke die Inschrift: „Im ersten Jahre der Gleichheit und der französischen Republik."

Am 29. September faßte der Pariser Bürgerrath in Rücksicht auf die königliche Familie den folgenden Beschluß: „1) Ludwig und Antoinette sollen gänzlich getrennt werden. 2) Jeder Gefangene soll ein eigenes Zimmer haben. 3) Der Kammerdiener soll in Verhaft genommen werden. 4) Der Bürger Hebert soll den fünf bereits ernannten Commissarien zugesellt werden. 5) Diesen Beschluß soll man heute Abend in Ausführung bringen. 6) Auch soll alles Silbergeschirr den Gefangenen weggenommen werden, und die Commissarien sollen Vollmacht haben, diese Geißeln der Tyrannenverschwörung nach Willkühr zu behandeln."

Von der Ausführung dieses Befehls stattete der Bürger und Kerkermeister Hebert den folgenden Bericht ab: „Ich kam," sprach er, „des Nachts in das Zimmer. Ludwig lag im Bette. Ich machte ihm

den Befehl des Bürgerraths bekannt und las denselben ab. Er verlangte ihn zu sehen. Ich zeigte ihn vor. Dann wurden Feder, Dinte, Papier und Bleifedern weggenommen. Ludwig schien außer sich vor Erstaunen, und sprach: „Lassen Sie mich in diesem Zimmer wenigstens noch diese Nacht.“ Ich aber befahl ihm, sogleich aufzustehen, und mir zu folgen. Ludwig zog sich an, und folgte mir in sein neues Zimmer. Vorher trat er noch in das Zimmer seiner Gemahlin und der Elisabeth. Diesen machte ich bekannt, daß sie getrennt werden müßten: da fielen sie einander um den Hals und weinten bitterlich. Ludwig ergriff die Hand seiner Gemahlin und die Hand seiner Schwester, drückte sie beide, und sah gegen Himmel, ohne ein Wort zu sprechen. Die Weiber heulten noch lauter als vorher. Da rissen wir sie mit Gewalt von einander, und führten Ludwig in sein neues Gemach. Er sah sich um, und legte sich zu Bette. Als er des Morgens die eisernen Stäbe vor den Fenstern und die kleinen Löcher, durch welche das Licht hereinfiel, erblickte, sprach er: „dieses Zimmer ist für mich zu enge und zu heiß, ich mag darin nicht länger bleiben.“ Er erhielt zur Antwort: er müsse gegen seinen Willen darin bleiben. Da seufzte er. Die Weiber baten um Erlaubniß, mit den Kindern zu sprechen. Dieß wurde zugegeben; jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht durch Zeichen sprechen sollten.“ — In die-

sem Tone sprachen die Mitglieder des Pariser Bürgerrathes von dem gefangenen Könige und seiner Familie.

Man sann auf alle Kleinigkeiten, um den König zu kränken. So setzte man z. B. eine Wanduhr in sein Zimmer, welche vormals in den Tuillerien gestanden hatte, und auf deren Zifferblatt die Worte standen: „le Pautre, Uhrmacher des Königs." Diese Worte: „des Königs" wurden ausgestrichen, und statt derselben: „der Republik" gesetzt; so daß es hieß: „le Pautre, Uhrmacher der Republik." —

Was damals die Gesinnungen der Pariser in Hinsicht auf den König waren, davon giebt uns Moore ausführliche Nachricht. „Ueber das wahrscheinliche Schicksal des Königs," schreibt er am 16. Oktober, „habe ich mich häufig mit Mitgliedern des Convents besprochen, denen man auf den Convent großen Einfluß zutraut. Sie schienen überzeugt, die Mehrheit der Versammlung, mit Einfluß der achtbarsten Mitglieder, sey geneigt, ihn zu verbannen, und gebe sich Mühe, jeden Vorschlag zur Eröffnung seines Prozesses aufzuschieben, bis das Volk kalt genug geworden sey, einen solchen Ausspruch gut zu heißen, welches, wie sie fürchten, jetzt noch nicht der Fall ist. Man glaubt, folgende Bemerkung eines Deputirten habe großen Eindruck auf den Convent gemacht: „Carl der Erste hatte Nachfolger; die Tarquinier beka-

men keine.....“ So weit mein Auge reicht, wünschen die wirklichen Pariser Bürger, die eigentliche Bürgerschaft, keineswegs den Tod des Königs. Versteht man aber unter dem Volke den verworfenen unnützen Pöbel der Vorstädte, und das Lumpenpack, das sich dingen läßt, auf öffentlichen Plätzen umherzuschreien: so ist es nicht wahrscheinlich, daß diese jemals kalt werden, oder sich irgend einen Ausspruch gefallen lassen werden, den Diejenigen, von denen sie gedungen sind, oder ihr eigener grausamer Sinn, ihnen nicht angeben. Noch heute (16. Okt.) hatte ich in dem Convente Gelegenheit, zu beurtheilen, wie wenig man den Hoffnungen obenerwähnter Deputirten vertrauen dürfe. Die Debatte hatte nicht die entfernteste Beziehung auf den König, als Hardi, ein Deputirter, den Rednerstuhl bestieg, und sagte: „Ich erinnere den Convent an eine wichtige Pflicht gegen das Vaterland, welche sie zu lange verschiebt, — an den Prozeß gegen Ludwig Capet. Ich verlange, daß ein Tag zu seinem Prozesse anberaumt werde, damit das Blut des Verräthers die der Nation zugefügten Beleidigungen büße.“ — Also galten dem Sprecher Prozeß und Hinrichtung für einerlei! Dieß veranlaßte viele ungemäßigte aberwitzige Ausdrücke anderer Deputirten, welche den Antrag auf den Prozeß unterstützten, worunter sie gleichfalls Hinrichtung verstanden. Einer sagte: die Geister der am 10. August vor dem Schlosse gefallenen Freiheitsmärtyrer

riefen um Rache gegen den meineidigen Ludwig; und als ein Anderer bemerkte: man müsse Aktenstücke zum Beweise der Verrätherei des Königs drucken lassen, und den Deputirten mittheilen, folglich werde es beträchtlich viel Zeit erfordern, ehe man zum Urtheile schreiten könne; da behauptete ein Dritter: Ludwig Capet könne nicht als König betrachtet werden, weil die königliche Würde in Frankreich abgeschafft sey. — „Wie dann?“ — „Je nun!“ als ein bloßer Privatmann, den man eingezogen habe, um ihm den Prozeß zu machen; nun sage aber das Gesetz ausdrücklich, wer eines Verbrechens wegen eingezogen sey, der soll innerhalb 24 Stunden nach seiner Gefangennehmung vor den Richter gebracht werden; folglich habe der Meuchelmörder Ludwig bereits zu lange gesessen, und sollte daher sobald als möglich vor seine Richter gebracht und gestraft werden. — Bei diesen und andern ähnlichen Gelegenheiten verdoppelten, wie ich beobachtete, die Leute auf den Gallerien ihr Beifallklatschen bei jeder grausamen Aeußerung, bei jedem heftigen Vorschlage, und Diejenigen, die sich bei der Menge in Gunst setzen wollten, schienen, dadurch aufgemuntert, mit neuen, immer heftigern, Maßregeln hervorzutreten.“

An einem andern Orte sagt er: „Uebrigens fragt man jetzt nicht bloß, ob es gerecht oder zuträglich sey, den König zu richten, sondern man hat unglücklicherweise das Ja oder Nein der Beantwortung zu

einer Parteisache gemacht, wobei Leidenschaft mehr gilt, als jene beiden Rücksichten. Dantons Partei weiß, daß die Girondisten wünschen, den König zu retten; dieß ist ihr Grund genug, alles mögliche zur Beförderung seines Prozesses und seiner Verurtheilung beizutragen, und den Widerstand ihrer Gegner als einen Beweis aufzustellen, daß diese in ihrem Herzen Aristokraten und Königlichgesinnte sind. Marat, der große Geschäftsträger Dantons und Robespierre's, behauptet: es sey sehr ungerecht, und eine schmähliche Abweichung von den schmeichelhaften Grundsätzen der Gleichheit, da man Delaporte und andere geringere Verbrecher bestraft habe, wenn man nun den größten aller Verbrecher übergehen wollte. Endlich sind mir neuerdings noch eine Menge Umstände aufgefallen, die mich mit Besorgniß um das Schicksal des Königs erfüllen. Es ist freilich abscheulich, und erniedrigend für die menschliche Natur; aber ich fürchte, der Pöbel dieser Stadt hat so viel von einem großen Beispiele gehört, dessen Europa bedürfe, und seine Einbildungskraft so lange mit dem Traume beschäftigt, einen König peinlich verhören, und nachher zur Hinrichtung führen zu lassen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, einem so außerordentlichen Schauspiele zu entsagen."

Archenholz schilderte den damaligen Zustand von

Paris in seiner Minerva (vom Februar 1793) folgendermaßen:

„Die republikanische Regierungsform verspricht erst spät Früchte zu tragen; denn wir sind durch die letzten Krämpfe wenigstens um zwölf Jahrzehende zurück gewichen.... Die besser erzogene Bürgerklasse zu Paris hat sich, halb freiwillig, halb aus Furcht, dem Publikum entzogen, oder ist aus den Aemtern verwiesen, oder wagt nicht ihre Stimme zu erheben.... Wer sich nicht wie ein Miethkutscher ausdrückt, tolle Einfälle und Brutalitäten schnaubt, auf alle schimpft und lästert, die nicht in Ton, Gebärden und Denkungsart dem Pöbel sich gleich stellen, der wird als ein Feuillant zum Stillschweigen gebrüllt, oder gar mit Mißhandlungen bedroht. Kurz alles, was eine bessere Erziehung verräth, ist verdächtig geworden. Und dieß mag wohl der höchste und bejammernswertheste Grad der Anarchie seyn, wann alle gesitteten Bürger das Zutrauen verlieren: wann der Bannstrahl des großen Haufens auf die veredelte Moral fällt; wann man die Begriffe von Unwissenheit und Tugend ausschließlich zusammengesellt, und alle Aufklärung mit Zetergeschrei verdammt.... Eben der Bürgerrath, dessen Dummheiten und Verbrechen in dem Berichte des Ministers Roland Stück für Stück an's Licht gebracht sind, besteht noch; eine Bande mit Mord und Diebstahl beladener Halunken, wovon die Hälfte weder schreiben noch lesen kann, beherrscht

willkührlich die Hauptstadt und zeigt Lust, den, bis jetzt nur vergebliche Dekrete gegen sie schleudernden Convent aus derselben zu vertreiben. Der Convent befindet sich unter der Ruthe einer Handvoll abgedankter Bedienten und Nachttopf-Austrägerinnen; nämlich derjenigen Leute, welche die Gallerien füllen, dort die eigentlichen Vertreter des Volkes vorstellen, und Lob und Tadel ausspenden; oder vielmehr bald unsinnigen Jubel, bald Zoten und Schimpfreden heulen. Der Convent sieht in seiner Mitte, ohne sie ausstoßen zu können, die Urheber der Greuelthaten des Septembers; er sieht nach Raub und Gewalt dürstende Bösewichter, verkappte Königlichgesinnte, die keine andere Absicht haben, als die Republik herabzuwürdigen und über den Haufen zu werfen. Sergent, Tallien, Robert u. s. w. tragen die den Ermordeten abgenommene Beute auf ihrem Leibe. Marat gesteht in der Versammlung öffentlich: seine Meinung sey, daß noch 270,000 Bürger, das heißt, alle Ex-Edelleute, alle Ex-Privilegirte, alle aufgeklärten Männer, welche keine Beweise ihres Maratischen Bürgersinnes gegeben, zum allgemeinen Besten ermordet werden müßten. Robespierre sagt: wir wollen noch einmal über Paris die Sichel der Gleichheit schwingen; und Danton, welcher mit dem Gelde der Nation die Meuchelmörder bezahlt hat, versichert, daß dieselbe von allen ihren Feinden würde befreit worden seyn, wenn man

ihm zehn Millionen mehr anvertraut hätte. Indessen hat er einem jeden Generale einen sichern Mann zugegeben, mit dem Auftrage, den General zu ermorden, sobald er Verrätherei oder Zweideutigkeit zu bemerken glaube. Im ehemaligen Jakobinerclubb erklären die Barfüßer den zweiten September für den Haupttag der Patrioten; und Anacharsis Cloots (der sich, aus Verzweiflung darüber, daß er allen vernünftigen Leuten verächtlich ist, zu dieser Rotte gesellt hat) behauptet: daß innerhalb kurzer Zeit nicht mehr würde gefragt werden, ob Jemand Patriot oder Aristokrat sey, sondern ob er den zweiten September billige, oder nicht?" und daß ein zweites Blutbad nothwendig sey.... Die Gallerien sind mit Stöcken bewaffnet, und wer sich zum Besten der Vernunft zu sprechen untersteht, über den fällt der Feind von allen Seiten her.... In den Sektionen geht es eben so zu.... Giebt es wohl etwas Demüthigenderes, als nach so vielen und großen Erschöpfungen von Kraft, Muth und Geist, sich aus den Klauen des Durchlauchtigen in die Klauen des Durchlöcherten Pöbels gefallen zu sehen?"

Fortsetzung der Kriegs-Operationen.

Die Franzosen, welche noch immer fürchteten, daß sich die Schweiz zu einem Bündniß mit Oesterreich

verleiten lassen möchte, erließen, um sie davon abzuhalten, folgendes Schreiben an die Helvetier:

„Brüder und Freunde!“

„Schon seit langer Zeit strebt das Haus Oesterreich, Euch in einen Bund zu ziehen, den es gegen die französische Freiheit errichtet hat. Eure Erklärung der Neutralität hat es nicht irre gemacht. Es schöpft neue Beweggründe aus den Begebenheiten des 10. Augusts, und hofft noch immer, Euch durch die Sprache der Verläumdung und Ränkemacherei zu verführen. Wir aber wollen die Sprache der Freimüthigkeit und Vernunft mit Euch reden.“

„Ludwig der XVI. herrschte bloß kraft einer Constitution, die er aufrecht zu halten geschworen hatte. Die Macht, welche er durch dieselbe erhalten hatte, wendete er an, sie umzustürzen. Schon näherten sich uns zahlreiche Heere, angeführt von seinen Brüdern. In seinem Namen kamen sie, Frankreich zu erobern. Allenthalben hatte er die Verrätherei in ein System gebracht; schon wollte sich der Thron des Despotismus wieder erheben. Das Volk fürchtete für seine Freiheit; es beklagte sich: statt aller Antwort aber wurde das Zeichen zu seiner Ermordung in dem Pallaste seines ersten Staatsbeamten gegeben. An der Spitze seiner Mörder erblickte es eben die Schweizergarden, deren Verabschiedung von der Constitution geboten worden war, denen wir aber gleichwohl, wegen des Wohlwollens, welches die

französische Nation an die helvetische knüpft, ihren völligen Sold gelassen hatten. Hier mußte überwunden, es mußten die Werkzeuge eines solchen Bubenstücks zerschmettert, oder die Ketten wieder angenommen werden. Und nun fragen wir Euch, die Ihr den Werth der Freiheit kennt: durften freie Bürger unentschlossen bleiben?"

„Dieß, Brüder und Bundesgenossen, dieß ist die Gestalt der Begebenheiten, die unsere Feinde Euch in so treulosen Farben darstellen. Wir haben das Joch der Bourbons abgeschüttelt, gleichwie Ihr ehemals das Joch der Oesterreicher abschütteltet: und dennoch wollen die Oesterreicher Euch nun zu Mitverschwornen ihres Hasses gegen die Freiheit machen! Keineswegs fürchten zwar die Franzosen einen Feind mehr; sie werden den Anstrengungen aller Despoten und aller Völker widerstehen, welche die Niederträchtigkeit haben möchten, wüthenden Leidenschaften zu fröhnen: aber mit Schmerz würden sie unter ihren Feinden eine Nation erblicken, die sie lieben, die sie hochschätzen; eine Nation, welche die Natur selbst zu ihrem ewigen Bundesgenossen bestimmt zu haben scheint. Wir wollen Euch nicht an Dasjenige erinnern, was sie für Euch thaten; nicht an das, wodurch sie, vornehmlich im letzten Jahrhunderte, das Haus Oesterreich zwangen, Eure National-Unabhängigkeit anzuerkennen. Euer gegenwärtiges Interesse, Euern Ruhm, Eure politi-

sche Existenz, bitten wir Euch zu erwägen. Ist es nicht ein unumgängliches Bedürfniß Eures Landes, durch einen ununterbrochenen Verkehr mit Frankreich befruchtet zu werden? Was können Euch unsere Feinde zur Entschädigung des Verlustes unserer Freundschaft anbieten? Und sehet Ihr denn nicht, daß unsere Feinde auch die Eurigen sind? Habt Ihr die Anstalten vergessen, die Joseph der II. wider seinen Willen verrieth? Sie sind seinem Hause erblich, welches, getreu den Grundsätzen der Tyrannei, Helvetien immer als sein Eigenthum betrachtet. Sollte Euch denn Euer langes Mißtrauen gegen sein politisches Betragen in einem Zeitpunkte verlassen, da der große Kampf zwischen Despotismus und Freiheit das Schicksal der Nationen auf immer zu entscheiden im Begriff ist?"

„Welcher Schmach, welchen Gefahren sogar würdet Ihr Euch aussetzen, wenn Ihr, die Ihr durch Euer Beispiel die neuern Völker von ihren unverjährbaren Souveränetäts-Rechten belehrtet, wenn Ihr gegen das freie Frankreich die Sache eines Tyrannengeschlechts, welches von jeher gegen alle Volkssouveränetät sich so feindselig bewies, zu der Eurigen machtet! Ha! hättet Ihr Euch jemals gegen Frankreich erklären wollen, so hätte es damals geschehen müssen, als eines seiner strafbaren Oberhäupter eine Mißgeburt von Bündniß mit Oesterreich ausgebrütet hatte. Jetzt aber, da dieses Bündniß vernichtet ist, jetzt ist seine Sache wieder die

Eurige geworden; sie ist es noch mehr geworden, seitdem es sich zu einer Republik erklärt hat."

„Was bedeutet denn also das Mißtrauen, welches man Euch über den Zug unserer Heere einzuflößen trachtet? Es sind nicht diese, nein! es sind vielmehr die zu Euch geflüchteten Franzosen; es sind einige Eurer eigenen, vom Despotismus erkauften Mitglieder; es sind die nichtswürdigen Menschen, die ihre eigene Sache von der öffentlichen trennen, und Euch so gern den allgemeinen Vortheil des helvetischen Staatskörpers ihrem persönlichen Ehrgeize aufopfern sähen: die sind es, gegen welche Ihr auf Eurer Hut seyn müßt. Unsere Heere haben keine andere Bestimmung, als die Tyrannen von dem Boden der französischen Republik zu vertreiben, und ihren Bund selbst bis in ihre Heimath zu verfolgen. Sie werden aber immer das Gebiet neutraler oder verbündeter Mächte in Ehren halten; deßgleichen das Eigenthum, selbst auf dem Boden, welchen die Füße der Tyrannen betreten, die uns aufreizten: und nur dadurch werden sie sich an ihnen rächen, daß sie den Völkern, die ihr Joch belastet, Freiheit anbieten."

Die Französische Republik will sich auf Anstiften des Finanzministers Claviere, der Republik Genf bemächtigen.

Claviere, der ein geborner Genfer war, hatte im Jahr 1782 einen Aufstand der Bürger gegen den

Magistrat von Genf angestiftet, weswegen er nebst noch andern Verschwornen aus seinem Vaterland verbannt worden war. Er hatte geschworen, daß er nie anders als mit dem Schwert in der Hand sein Vaterland wieder betreten würde, und deßhalb auch keinen Gebrauch von der den Verbannten 1790 bewilligten Amnestie gemacht. Als nun Claviere Finanzminister der neuen französischen Republik geworden war, glaubte er den erwünschten Zeitpunkt gekommen, in welchem er seine rachebrütenden Plane ausführen und seine Feinde vernichten könne.

Frankreich mußte an Genf jährlich eine Summe von 30 Millionen Fr. als Zinsen der daselbst gemachten Anleihen bezahlen; diese hoffte der Finanzminister seinem neuen Vaterlande zu ersparen, wenn er sein altes mit ihm vereinigte. Er schrieb deßhalb an einen seiner Bekannten nach Genf: „Die Franzosen werden in den nächsten Tagen in eurer Stadt einrücken, und das beste, was ich euch rathen kann, ist, daß ihr euch ihnen unbedingt unterwerft.

Diese zu Genf verbreitete Nachricht verursachte daselbst große Bestürzung. Dazu kam noch der Schrecken über die eben so schnelle als unerwartete Eroberung von Savoyen. Der General Montesquiou hatte gar keinen Widerstand gefunden. Wie eine Heerde aufgeschreckter Schaafe waren vor ihm die sardinischen Truppen geflohen. Er kam, sah, und siegte, ohne Mühe und ohne alle Gefahr. Schon

hatte er sich der Hauptstadt Savoyens bemächtigt; schon lag seine siegreiche Armee an den Gränzen der Schweiz, und vor den Thoren von Genf.

Unter solchen Umständen versammelte sich am 13. September der kleine Rath der Republik Genf, und faßte, nach einer zweimaligen Umfrage, einstimmig den Beschluß: daß, altem Herkommen und Verträgen gemäß, die helvetischen Cantone Zürich und Bern um ein Korps Truppen von 1600 Mann ersucht werden sollten, damit die, von der Republik beschlossene Neutralität erhalten, die Stadtwache verstärkt, und dieselbe, falls es nöthig seyn sollte, zur Sicherstellung der Stadt und Republik Genf gebraucht werden könnte. Der große Rath der Republik Genf billigte diesen Beschluß des kleinen Rathes.

Als derselbe in der Stadt bekannt wurde, da entstand eine heftige Gährung. Der Minister Claviere hatte sehr viel Geld darauf verwendet, sich durch Bestechungen eine Parthei in Genf zu verschaffen. Diese Parthei erhob nunmehr ein großes Geschrei, und gab sich viele Mühe, die Bürger zu bewegen, daß sie in der Versammlung der Bürgerschaft (ohne deren Bestätigung kein Beschluß des Raths gültig war) den Vorschlag des Magistrats verwerfen möchten. Von der andern Seite stellten die wohlgesinnten Patrioten ihren Mitbürgern nicht weniger dringend vor, was für Unordnungen, Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten

zu befürchten stünden, wenn man den französischen Truppen den Einzug in die Stadt gestatten wollte: daß es aber die Absicht dieser Truppen wäre, mit Gewalt in die Stadt einzudringen, dieß bewiesen sie aus dem Briefe, den Claviere an seinen Freund zu Genf geschrieben hatte, und wovon Abschriften in Menge verbreitet worden waren.

Wegen dieser Gährung der Gemüther wurde die Versammlung der Bürgerschaft, welche auf den 24. September festgesetzt gewesen war, erst auf den 26. September zusammen berufen. Die erste Frage, die den versammelten Bürgern vorgelegt wurde, war: ob die Hintersassen (habitants) bewaffnet werden sollten? Diese Frage ward mit einer großen Mehrheit der Stimmen bejahet. Dann wurde der Bürgerschaft die zweite, wichtige Frage vorgelegt: sollen wir von den Schweizern eine Besatzung verlangen? Auch diese Frage wurde bejaht, aber nur mit einer Mehrheit von130 Stimmen unter 1800, der ganzen Anzahl der versammelten Bürger.

Am folgenden Tage beklagte sich die Minorität laut über das ihr geschehene Unrecht. Sie behauptete: der Canton Bern habe diese Maßregel angegeben; der Magistrat fange Feindseligkeiten mit Frankreich an, weil er fremde Truppen in die Stadt einrücken lassen, und indessen den französischen Residenten, de Chateauneuf, nicht einmal anerkennen

wolle: auch habe man versäumt, die auf dem Lande wohnenden Staatsbürger nach der Stadt zu berufen, um in der allgemeinen Versammlung ihre Stimmen zu geben; die Mehrheit für den Vorschlag sey demzufolge bloß anscheinend, nicht wirklich vorhanden.

Um einen allgemeinen Aufstand zu verhüten, sah sich der Magistrat genöthigt, am folgenden Tage (am 27. September 1792) den Herrn de Chateauneuf als Residenten der französischen Nation anzuerkennen. Kaum war er anerkannt, als er, noch an demselben Tage, der Republik Genf eine Note übergab, worin er behauptete, daß, zufolge des im Jahre 1782 geschlossenen Vertrages, die, von den helvetischen Cantonen verlangten, 1600 Schweizer nicht anders in die Stadt Genf einrücken könnten, als nachdem vorher bevollmächtigte Minister von den gewährleistenden Mächten (Frankreich, Sardinien und Bern) ernannt worden wären, um sich über diesen Gegenstand zu vereinigen. Jedes Einrücken schweizerischer, und besonders bernischer Truppen, hieß es in dieser Note ferner, würde, weit entfernt, eine Maßregel der Klugheit und Weisheit zu seyn, für nichts anders, als für eine feindliche Maßregel angesehen werden können.

Der Magistrat antwortete auf diese Note: die Republik Genf habe die Hülfe ihrer beiden Bundesgenossen, Zürich und Bern, in Gemäßheit des Bündnisses vom Jahre 1584 angerufen; in allen Fällen,

da Savoyen von fremden Truppen eingenommen worden, und namentlich im Jahre 1743, habe Genf Hülfe von seinen Bundesgenossen erhalten, ohne daß irgend einer Macht dergleichen Vorkehrungen verdächtig vorgekommen wären. Der Vertrag von 1782 schließe das Bündniß von 1574 so wenig aus, daß dieses vielmehr ausdrücklich beibehalten worden sey; der Artikel des Neutralitätsvertrages, auf welchen der französische Resident sich berufe, gelte bloß von inneren Unruhen; der 5. Artikel eben dieses Vertrages, welcher sich mit dem gegenwärtigen Falle beschäftige, setze fest: „daß, wenn zwei von den gewährleistenden Mächten im Kriege gegen einander begriffen wären, die Stadt und das Gebiet von Genf, sofern Ruhe und Friede daselbst herrschten, für neutral geachtet werden sollten.“ Aus allem diesem erhelle also offenbar, daß der in dem Vertrage von 1782 vorgesehene Fall, und derjenige, worin sich gegenwärtig die Republik befinde, nichts miteinander gemein hätten; Genf habe aus Furcht vor den Folgen eines Krieges, der sich bis an seine Gränzen erstrecke, von seinen Bundesgenossen Zürich und Bern die, ihm in dem Bündnisse von 1584 zugesicherte, Hülfe begehrt, und die Bereitwilligkeit, welche diese beiden Cantone gezeigt hätten, diene zum Beweise, wie dieselben ebenfalls geglaubt, es sey hier bloß von der Erfüllung des Bündnisses die Rede; die löbliche Eidgenossenschaft habe, wie bekannt, beschlos-

sen, bei der so weislich ergriffenen Neutralität zu beharren. Ueberdieß sey die Republik Genf nicht minder vermöge ihrer Gesinnungen, als ihrer geringen Kräfte, weit von allem demjenigen entfernt, was den Gerechtsamen irgend einer benachbarten Macht nachtheilig seyn könnte, auch sey dieselbe an die Neutralität der löbl. helvetischen Eidgenossenschaft durch den freiesten und aufrichtigsten Beitritt gebunden. An dieser Neutralität werde die Republik auf das festeste halten, und sich nicht davon entfernen, so lange man sie im Frieden lassen werde: dagegen sey sie aber auch fest entschlossen, jeden Angriff auf ihre Unabhängigkeit von sich abzuwehren.

Am 30. September übergab der französische Resident eine neue Note, in welcher er gegen das, indessen erfolgte Einrücken der schweizerischen Truppen in die Stadt förmlich protestirte; und am 3. Oktober übergab er abermals eine Note, in welcher er sagte: „daß die Aufnahme eines Corps Truppen des Standes Bern innerhalb der Mauern von Genf, den Verträgen zum Hohne und wider die Treue einer öffentlich und feierlich beschworenen Neutralität, dem französischen vollziehenden Staatsrathe nicht anders vorkommen könne, denn als eine Verletzung der Verträge und der guten Eintracht, welche bisher zu beiderseitigem Glücke zwischen der Stadt Genf und Frankreich obgewaltet haben, und als die Wirkung einer Verbindung mit den wider die Freiheit Frankreichs ver-

bündeten Mächten; daß daher der vollziehende Staatsrath diejenigen Magistratspersonen von Genf, welche Mißhelligkeiten begünstigten, wodurch zwei von jeher und bis auf den heutigen Tag befreundete Völker von einander getrennt würden, für alle daraus entspringenden Folgen verantwortlich erkläre."

Nachdem der französische Resident diese Kriegserklärung übergeben hatte, verließ er die Stadt und begab sich nach Carouge in Savoyen.

Die Bestürzung, welche sich nunmehr über alle Einwohner der Stadt verbreitete, läßt sich kaum denken, oder der Wahrheit gemäß schildern. Mit fliegenden Haaren liefen die Weiber weinend und jammernd durch die Straßen, [illegible] beklagten sich und ihre Kinder. Eine große Anzahl derselben flüchtete sich in die Schweiz. Jedermann vergrub und versteckte dasjenige, worauf er den größten Werth setzte; die Kaufleute packten ihre Waaren ein und sandten dieselben über den See nach Nyon.

Indessen rückte die französische Armee der Stadt näher. Der Vortrab derselben, welcher aus 5 bis 6000 Mann bestand und sechszehn Kanonen mit sich führte, lagerte sich zu Verry, am Fuße des Berges Saleve. Diese Truppen begingen keine Feindseligkeiten, außer daß sie der Stadt die Zufuhr der Lebensmittel von zwei Seiten gänzlich abschnitten.

In der Stadt machte man alle Anstalten zu der hartnäckigsten Vertheidigung. Jeder Bürger ergriff

die Waffen und stellte sich an seinen Posten. Die Geistlichen ließen sich als Kanoniere einschreiben. Ein Feldhospital wurde errichtet; alle Handlungsgeschäfte standen stille, und die klingende Münze wurde theils ausgeführt, theils vergraben. Ein hoher Grad von Muth belebte alle Einwohner, und alle waren entschlossen, ihr Vaterland sowohl als die Freiheit und Unabhängigkeit desselben, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Um diese patriotische Stimmung zu erhalten, und wo möglich dieselbe noch zu erhöhen, ließ der Magistrat von Genf eine Zuschrift an die Bürger ergehen, in welcher es hieß: „Wir schmeicheln uns, daß wohl kein einziger Bürger sich überreden lassen werde, das Einrücken der Schweizertruppen sey die wahre Ursache des Bruches zwischen Frankreich und unserem Staate. Welch ein Vorwand wäre wohl die Erfüllung eines Vertrages, der schon seit 208 Jahren besteht, und welchem seit dieser Zeit unsere Väter ihre Erhaltung verdankten! Fände indessen noch bei irgend einem unserer Mitbürger eine solche Verblendung Statt, so empfiehlt ihm der Rath nur den Brief des Herrn Claviere an Herrn Johann Flournoy vom 28. des verwichenen Septembers zu lesen, aus welchem man nothwendig den Schluß ziehen muß, daß auch alsdann, wenn wir keine Truppen unserer Bundesgenossen in unserer Stadt aufgenommen hätten, der französische Feldherr Absichten

auf Genf hegen, und sich seiner hätte bemächtigen können, sobald er es für Frankreichs Sicherheit zuträglich erachtet haben würde. Es ergibt sich also aus dieser Aufnahme der Bundesvölker in unsere Mauern unläugbar nichts anders, als das, daß wir uns nachdrücklichst gegen einen Angriff vertheidigen wollen, womit man uns bedrohet, und womit man uns, allem Ansehen nach, zuvorkommen wollte. Genfer! Wir wollen dieses Namens würdig seyn. Wir haben uns zur Neutralität bekannt, und dieselbe auf das pünktlichste beobachtet. Werden wir aber ungerechterweise angegriffen, so wollen wir uns herzhaft vertheidigen, und Gott wird unsere Anstrengungen segnen, wie er die Anstrengungen unserer Väter gesegnet hat. Die ganze Schweiz wird uns ohne Zweifel beistehen. Ihre Verträge, ihre Ehre, ja, die Nothwendigkeit, ihren eignen Heerd zu verfechten, alles dieß muß ihr zu unserer Erhaltung angelegen seyn. Lasset uns einig, lasset uns getreu unseren Schwüren, lasset uns Genfer seyn! Dieses Wort sagt Alles. Und wenn wir untergehen müssen, so lasset wenigstens keine Feigheit die letzten Tage der Republik schänden!"

Als die Schweizer von der Gefahr, in welcher sich Genf befand, Nachricht erhielten, eilten sie zur Vertheidigung ihrer Bundesgenossen herbei. Der Magistrat zu Bern bot die ganze Bürgermiliz seines Cantons auf, und ließ eine Proclamation ergehen,

in welcher er sagte: „Wir sind in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, kraft der Verträge, welche unsere Väter beschworen haben, berufen, nicht nur mit bewaffneter Hand einem Bundesgenossen, dessen Sicherheit mit der unsrigen auf das Genaueste verbunden ist, zu Hülfe zu eilen, sondern noch überdieß eine dringende Gefahr, welche unsern Gränzen droht, von denselben zu entfernen. Eine französische Armee liegt vor Genf. Die Erinnerung an dasjenige, was unsere Brüder, welche in dem französischen Dienste waren, erlitten haben, setzt uns in die Nothwendigkeit, aufmerksam, und auf Alles gefaßt zu seyn. . . . Nichts ist vermögend, den Schmerz auszudrücken, den die traurige Schilderung der wiederholten Mißhandlungen, welche die helvetische Nation in Frankreich hat erdulden müssen, unsern lieben, vor kurzer Zeit zu Aarau versammelten Eidsgenossen verursacht hat. Auch haben sie die allerstärkste Versicherung gegeben, daß sie bereit seyen, mit Aufwand aller ihrer Kräfte jeden feindlichen Angriff zu erwiedern, und vereinigt mit uns ihr Blut zu vergießen, um unser gemeinschaftliches Vaterland in dem Besitze derjenigen Glückseligkeit zu erhalten, welche dasselbe schon seit so langer Zeit genossen hat."

Zu Paris erfuhr der vollziehende Staatsrath erst am 6. Oktober, daß die helvetischen Hülfstruppen wirklich in Genf eingerückt seyen. Indessen hatte derselbe dem Generale Montesquiou schon am

29. September einen zweideutigen und am 3. Oktober den positiven Befehl gegeben, Genf anzugreifen und mit Gewalt einzunehmen. Nur die Zögerung des Generals, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu begehen, war Schuld, daß Genf nicht angegriffen wurde. Das wirkliche Einrücken der helvetischen Hülfstruppen diente also nur zum Vorwande der Feindseligkeiten; denn es waren dieselben, auch ohne diese Maßregel, schon beschlossen.

In dem Nationalconvente zu Paris wurde am 3. Oktober zum ersten Male über das Verhältniß der französischen Republik zu der helvetischen Republik debattirt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, schrieb an den Convent: „Die beiden Parteien, in welche die Stadt und Republik Genf getheilt ist, sind endlich unter sich zur Erklärung gekommen. Die Stimme der großen Mehrheit des Volkes ist für Frankreich; aber die entgegengesetzte Partei, welche die Macht in Händen hat, ungeachtet sie weit weniger zahlreich ist, scheint Sardinien und dem Canton Bern ganz ergeben, und hat von dem helvetischen Staatskörper Hülfe verlangt. Man hat bereits für die Truppen, die man erwartet, Hütten errichtet, um dieselben von dem Volke abgeschieden zu erhalten und sie der Sache des Despotismus geneigt zu machen. Man hat von den Cantonen eine Besatzung von 1600 Mann gefordert. Auf der andern Seite ruft das Volk zu Genf den Beistand der

französischen Nation an. Aus diesem Grunde hat der vollziehende Staatsrath Frankreichs den Entschluß gefaßt, einer Anzahl französischer Truppen den Befehl zu geben, in das Gebiet der Republik Genf früh genug und zahlreich genug einzurücken, um den Einzug der helvetischen Truppen zu verhindern. Man hatte dem bei der Republik Genf bevollmächtigten französischen Residenten den Auftrag gegeben, derselben diesen Entschluß bekannt zu machen, aber zu gleicher Zeit den Bürgern zu erklären, daß der Verdacht, welchen ihre Regierung gegen die französische Nation zu erregen sich bemühe, ganz ungegründet sey, und daß, was auch immer der Erfolg der gegenwärtigen Maßregeln seyn möge, man dennoch niemals irgend einen Eingriff in die Freiheit oder in das Eigenthum einzelner Personen, oder in die Unabhängigkeit der Republik zu thun gesonnen sey."

Zufolge des von dem vollziehenden Staatsrathe erhaltenen Befehles übersandte der französische Resident, Chateauneuf, von Carouge in Savoyen aus, am 7. Oktober eine Note an den Magistrat zu Genf, worin er sagte: „Der Resident von Frankreich gibt, dem ihm zugegangenen Befehle zufolge, den Einwohnern der Stadt Genf und ihres Gebietes die feste Versicherung, daß weder ihre Personen und Eigenthum, noch auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik im mindesten angetastet werden sollen. Aber man wird auf Bestrafung der bos=

haften, ihr Vaterland verrathenden Magistratspersonen bestehen, welche durch ihre Anstiftungen den Aufruf der Stände Bern und Zürich zu Wege gebracht haben."

Die Drohung des französischen Residenten, welche zum Zweck hatte, Uneinigkeit zwischen die Bürgerschaft und den Magistrat zu bringen, brachte eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Bürgerschaft schloß sich nur noch fester an den Magistrat an, weil dieser ihr ganzes Zutrauen besaß. Am 10. Oktober übergab die bewaffnete Bürgerschaft dem Magistrate folgende Zuschrift:

„Uns vorschlagen, unserer Obrigkeit abtrünnig zu werden, heißt uns erniedrigen, uns entehren. Uns trennen wollen auf ewig von unsern alten und höchstgeliebten Bundesgenossen zu Zürich und zu Bern, heißt uns einen Schandfleck anhängen wollen, womit sich noch nie eine Republik besudelt hat. Jetzt ist der Zeitpunkt erschienen, da wir jedes Privat-Interesse unter die Füße treten, und nur die Gefahr der Republik vor Augen haben! Wir drängen uns um Euch herum, hochansehnliche und hochgeehrteste Herren, um Euch ein Zeugniß unserer gänzlichen Ergebenheit abzulegen, und Euch, im Angesichte des Vaterlandes, zu versichern, daß wir eher unser Leben verlieren, als irgend ein Glück genießen wollen, ohne dasselbe mit Ew. Herrlichkeiten zu theilen."

Am Nachmittage desselben Tages erschien der ganze Magistrat vor der unter dem Gewehr stehenden, Bürgerschaft, und eine der ersten Magistratspersonen, Micheli, hielt an die bewaffnete Bürgerschaft eine Anrede, worin er sagte:

„Euch gebührt es, zu beurtheilen, ob unsere beständigen und väterlichen Dienstleistungen die Strafe verdienen, die man auf unsere Häupter herabruft. Wenn es aber, unser Vaterland zu retten, und dasselbe sowohl für euch selbst, als für unsere Kinder zu erhalten, wenn es, sage ich, dazu des Lebens eurer Vorgesetzten bedarf, wohlan, so bieten wir euch hiemit dieses Opfer dar, und werden immer dazu bereit bleiben. Die Republik halte sich aufrecht mit Ehren, die nöthigen Opfer lasset uns nicht berechnen!

Dem französischen Residenten wurde von Seiten der Stadt und Republik Genf die folgende Erklärung zugesandt:

„Genf verdankt seine Freiheit dem Bündnisse mit den Cantonen Zürich und Bern. Als der Krieg sich seinen Mauern näherte, wendete es seine Augen nach der Hülfe, welche ihm dieß Bündniß verspricht, und die schon so oft unsern Vätern angediehen ist. Der Oberherr der Republik (das Volk) hat sie selbst aufgerufen. Diese Maßregel anfechten, heißt die Unabhängigkeit der Republik anfechten. Eine mit so pflichtmäßiger Treue bewilligte Hülfe ohne vorläufige Uebereinkunft mit unsern Bundesgenossen und ohne

hinlängliche Sicherheit zurück schicken, würde eben so gefährlich als entehrend seyn. Den Aufruf und die Annahme dieser Hülfe als feindselige Handlungen darstellen, heißt die Rechtschaffenheit der Republik und der helvetischen Staaten beleidigen, welche sich feierlich für eine unverbrüchliche Neutralität erklärt, und dieselbe beständig beobachtet haben. Die helvetischen Staaten wünschen aufrichtig den Frieden; nichts anders wünscht auch die Regierung von Genf. Sie hat gethan, was sie konnte, denselben nebst der Sicherheit und der Freiheit ihres Vaterlandes beizubehalten. Ihr Gewissen ist ruhig, und sie hofft den glücklichen Erfolg ihrer Anstrengungen von der Gerechtigkeit ihrer Sache und dem Schutze des höchsten Wesens."

„Gegeben am 10. Oktober 1792."

An demselben Tage schrieb der Magistrat der Republik Genf an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris einen sehr kräftigen und nachdrücklichen Brief, welcher sich mit folgender Stelle endigte:

„So bedenklich man auch unsere persönliche Lage durch die Drohung gemacht hat, die boshaften, ihr Vaterland verrathenden Magistratspersonen, die zu diesem Hülfsgesuche aufgefordert haben, bestrafen zu lassen; so ist eine solche Drohung, die Genfs Unabhängigkeit schon so sehr antastet, nicht vermö-

gend, uns furchtsam oder stumm zu machen. Wir eilen, Sie zu benachrichtigen, daß wir einmüthig die Maßregel ergriffen haben, zu den Schweizern unsere Zuflucht zu nehmen, weil wir dieselbe einmüthig für nothwendig hielten, unser Vaterland vor den Gefahren zu behüten, worin es sich schon befand, und die ihm noch drohen. Können indessen diese Gefahren nicht anders, als durch den Verlust unseres Vermögens und unseres Lebens kräftig genug entfernt werden, so bieten wir beides voll Eifer zum Opfer dar. Wir werden sogar die uns opfernde Hand segnen, durch welche es möglich wird, daß Genf eben so auf unsere Kinder fortgeerbt werde, als es von unseren Vorfahren auf uns übergegangen ist. Ja, wir werden die Hand segnen, die das Ungewitter abwendet, welches Helvetien sowohl, als die französische Republik bedrohet. Wir werden sie segnen, daß sie die letztere noch in ihrer Wiege vor dem Schandflecken bewahret, mit ihrer Allgewalt die Vaterstadt desjenigen Philosophen, den sie für ihren Urheber ansieht, vernichtet zu haben. Vorzüglich aber werden wir sie segnen, daß sie dem Jahrhunderte der Freiheit die Schmach erspart hat, freie Völker mit freien Völkern im Kampfe zu sehen."

Am 15. Oktober wurde diese Erklärung des Magistrats von Genf dem Convente vorgelesen.

Indessen bewirkte doch das Schreiben des Magistrats von Genf an Lebrun eine Veränderung des Systems bei dem vollziehenden Staatsrathe. Man wollte nun nicht mehr, wie vorher, mit Gewalt in Genf eindringen.

Es wurde demnach ein Beschluß gefaßt, durch welchen man der Republik Genf erklärte, daß man zwar auf der Forderung bestehen müsse, daß den bestehenden Verträgen gemäß die Schweizertruppen die Stadt und das Gebiet Genf sogleich verlassen müßten, daß man sie aber zugleich versicherte, daß die Unabhängigkeit der Republik, so wie die Freiheit und das Eigenthum ihrer Bürger, in Frankreich geachtet werden würde.

Den 13. Oktober kam der englische Gesandte zu Genf an. Er übergab dem Magistrate seine Beglaubigungsschreiben, ließ sich von dem kleinen Rathe als brittischer Gesandter anerkennen, und versprach, im Namen des Königs von England, der Republik Genf alle nur mögliche Hülfe und Beistand. Hiedurch richtete er den gesunkenen Muth eines Theils der Genfer Bürgerschaft wieder auf. Ein Gesandter von dem Kantone Zürich und ein Gesandter von dem Kantone Bern kamen beide an eben diesem Tage zu Genf an.

Am 17. Oktober las Brissot dem Nationalconvente den Entwurf zu einem Beschlusse, Genf betreffend, vor, welcher angenommen wurde und folgendermaßen lautete:

„In Erwägung, daß die Aufnahme der Schweizertruppen von Zürich und von Bern zu Genf, den Verträgen von 1584 und 1589 entgegen ist und die Sicherheit der französischen Republik in Gefahr setzt, billigt der Nationalconvent den Beschluß des vollziehenden Staatsrathes. Ferner zieht der Nationalconvent in Betrachtung, daß die Festsetzung einer Regierungsform zu Genf im Jahre 1782 durch Gewalt geschehen ist; daß der Vertrag vom 12. November 1782, vermöge welches Frankreich jene Regierungsform garantirt, eine tyrannische Uebereinkunft ist, deren Absicht es war, das Volk zu Genf unter dem Drucke zu halten; und daß jede Gewährleistung einer Constitution ein Verbrechen gegen die Oberherrschaft des Volkes ist: in Erwägung alles dieses trägt der Nationalconvent der vollziehenden Gewalt auf, der Republik Genf zu erklären: daß die französische Republik ihrerseits den Vertrag von 1782, in so fern derselbe die Gewährleistung der Constitution und der Regierungsform Genf betreffe, aufgebe.“

Dem Generale Montesquiou verdankte Genf ganz allein seine Rettung in jenem bedenklichen Zeitpunkte. Dieser General wachte mit größter Sorgfalt über die Unterwürfigkeit und die Mannszucht seiner, vor den Thoren von Genf stehenden Armee.

Am 20. Oktober übergaben die beiden Stellvertreter der Cantone Zürich und Bern dem Magistrat von Genf eine Note, worin sie erklärten: „wie die

beiden Cantone es unstreitig sehr gern sehen würden, wenn die Republik Genf durch Aussöhnungsmittel die ihr drohende Gefahr von sich abwenden könnte, und wie sie diesen Gesinnungen zufolge nichts dawider hätten, daß die Schweizer Hülfstruppen ganz oder zum Theil zurückkehrten, insoferne nur die, zwischen dem General Montesquiou und den Herren von Genf hierüber eingeleitete Unterhandlung sowohl die Handhabung der Unabhängigkeit und Sicherheit der Republik Genf, als auch den sicheren und ehrenvollen Abzug der Schweizer Besatzung beziele und bewirke, auch der von dem ganzen helvetischen Staatskörper angenommenen Neutralität nichts benehme, und endlich der Vertrag von 1584 förmlich beibehalten werde."

Hierauf wurde zwischen den Republiken Frankreich und Genf eine Uebereinkunft geschlossen, welche allen Streitigkeiten ein Ende machen sollte. Diese Uebereinkunft wurde am 26. Oktober der versammelten Bürgerschaft von Genf vorgelegt, und von derselben, mit 1583 Stimmen gegen 17 genehmigt. Auch die Stellvertreter der Cantone Zürich und Bern genehmigten dieselbe.

Als die Nachricht von dieser Uebereinkunft nach Paris kam, wandte der Minister Claviere, der schlechterdings seine Vaterstadt in den Händen der Franzosen sehen wollte, alles an, um die Genehmi-

gung

gung derselben von dem vollziehenden Staatsrathe zu verhindern.

Die Einwohner von Genf überließen sich nun, nachdem die mit dem Generale Montesquiou gepflogenen Unterhandlungen zu einem so glücklichen Ende gebracht worden waren, ganz der Freude, weil sie sich für völlig sicher hielten. Das grobe Geschütz der französischen Armee wurde weggeführt; vier bis fünf Regimenter marschirten ab, und es wurde gesagt, daß der übrige Theil der Armee bald nachfolgen sollte. Die ganze französische Armee, welche damals vor Genf lag, war 25,000 Mann stark. Sie führte mit sich vierzig Stücke des schwersten Geschützes, zehn der größten Mörser, und zehn kleinere Mörser. Diese ganze Armee sollte sich, zufolge der geschlossenen Uebereinkunft, vor dem Dezember von den Gränzen des Gebiets der Republik Genf entfernen. Das erwartete man mit Verlangen. Von der andern Seite zogen, gleich nach geschlossener Uebereinkunft, dreihundert Mann Schweizer aus der Stadt Genf aus, und es blieben nur noch 1709 Mann Schweizer zurück, welche bereit waren, noch vor dem 1. Dezember die Stadt zu verlassen. Der französische Resident kam nach Genf zurück, und besorgte, so wie vorher, die Geschäfte seiner Gesandtschaft. Indessen fuhr der Canton Bern, welcher das Ende dieser Unterhandlung begierig erwartete, fort, Truppen und Bürgersoldaten in das Pays de Vaud mar-

schieren zu lassen. Auch die andern helvetischen Cantone ließen Truppen dahin marschieren, und die ganze, zur Deckung des Pays de Vaud bestimmte, Macht betrug 50,000 Mann.

In der Stadt Genf entstanden am 26. und 27. Oktober einige Unruhen. Diejenigen Genfer, welche französisch gesinnt waren, sahen nicht gerne, daß diese Streitigkeit friedlich sollte beigelegt werden: sie suchten die Uneinigkeit zu unterhalten und zu vergrößern, um sich dieselbe zu Nutzen zu machen. Sie giengen in das französische Lager und erweckten in demselben einen Aufstand. Die französischen Soldaten weigerten sich, dem Generale Montesquiou ferner zu gehorchen, und sie schrieen anhaltend: „Wir verlangen Krieg gegen Genf, oder den Kopf des Generals!“ Die in das Lager gekommenen Genfer gaben vor: der General hätte Frankreich verrathen, und zu Genf Geld erhalten, damit er die Uebereinkunft unterzeichnen möchte. Doch wurde dieser Versuch, einen Aufruhr zu veranstalten, bald gestillt. Es gelang dem Generale, die Unterwürfigkeit wieder herzustellen, und am folgenden Tage sandte er die Aufrührer, unter einer starken Bedeckung von Reiterei, aus dem Lager. Die dreißig bis vierzig aufwiegelnden Genfer waren frech genug, in der Nacht, nahe bei dem französischen Lager, einige Flinten loszuschießen, um bei den französischen Soldaten den Verdacht zu erregen, daß sie von den

Genfern angegriffen würden: sie fielen aber in die Hände einiger Genferischen Streifwachen, welche zwölf von ihnen gefangen nahmen, die sie nach Genf zurück führten.

In Paris war man mit der getroffenen Uebereinkunft gar nicht zufrieden. Man beschuldigte den General Montesquiou einer allzugroßen Nachgiebigkeit, und warf ihm vor, daß er im zweiten Artikel derselben hätte festsetzen lassen, die französischen Truppen sollten sich bis auf 10 Stunden von Genf zurück ziehen, während er für die Schweizer-Truppen keine bestimmte Entfernung festgesetzt hätte.

Der vollziehende Staatsrath Frankreichs sandte, aus diesen und andern Gründen, die Uebereinkunft dem Generale Montesquiou zurück, ohne dieselbe zu genehmigen; dabei wurden zugleich einige, von dem Staatsrathe für nothwendig geachtete, Abänderungen derselben vorgeschlagen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte dieses am 27. Oktober dem Nationalconvente durch einen Brief bekannt, und schrieb dabei: sobald die Abänderungen, welche er an einigen Artikeln zu machen für nöthig gefunden hätte, angenommen, und die Uebereinkunft völlig zu Stande gebracht seyn würde, wollte er dem Konvent eine Abschrift derselben übersenden.

Hierauf wurde am 2. November zwischen den Re-

publiken Frankreich und Genf eine neue Uebereinkunft geschlossen, welche folgende Artikel enthielt:

1) „Alle Corps Schweizer-Truppen, welche gegenwärtig in Genf sich befinden, sollen sich nach und nach in die Schweiz zurückziehen, und dieser Rückzug soll von heute an bis zum ersten des nächsten Dezembers vollbracht seyn.“

2) „Innerhalb ebendesselben Zeitraumes soll das schwere Geschütz und die französischen Truppen rund um Genf, die sich, wegen der durch die gegenwärtige Uebereinkunft beigelegten Mißhelligkeiten, der Stadt genähert hatten, zurückgezogen, und solchergestalt gestellt werden, daß Genf keine Ursache zu einiger Besorgniß übrig behalte.“

3) „Von dem Datum der gegenwärtigen Uebereinkunft an, soll der freie Verkehr unter den Einwohnern Savoyens und der beiden Republiken, so wie auch die völlige Freiheit des Durchganges von Genf in die Schweiz, und aus der Schweiz nach Genf, auf eben den Fuß wie zur Zeit des Friedens, den Verträgen und der Gewohnheit gemäß, wieder hergestellt seyn.“

4) „Die Republik Genf behält sich, ausdrücklich und feierlich, alle ältern Verträge mit ihren Nachbarn, besonders aber den von 1584 mit den löblichen Cantonen Zürich und Bern, so wie auch den ersten Artikel des Neutralitätsvertrages von 1782 vor; wobei die französische Republik doch nicht gesonnen

ist, sich durch diesen Vorbehalt an Verträge, die sie nichts angehen, fesseln, oder in irgend einem Stücke ihrer vorbehaltenen Befugniß der Prüfung eigener Verträge Eintrag thun zu lassen, als welche sie nur vorläufig und bis zu einer solchen Prüfung vollzieht."

5) „Die gegenwärtige Uebereinkunft soll von der französischen Republik und der Republik Genf genehmigt, und die Vollmachten zur Genehmigung sollen in Zeit von zwölf Tagen, oder wo möglich noch eher, von beiden Seiten gegen einander ausgewechselt werden."

„Geschehen und übereingekommen unter uns im Hauptquartiere zu Landrecy am 2. November 1792, im ersten Jahre der französischen Republik."

„Montesquiou."

„J. F. Prevost, Staatsrath.

„Ami Lüllin, Staatsrath und Mitglied des großen Rathes."

„Franz d'Ivernois, Mitglied des großen Rathes."

Als die zweite Uebereinkunft des Generals Montesquiou mit der Republik Genf in dem Nationalkonvente vorgelesen wurde, entstand ein lautes Gemurmel des Unwillens. Claviere und seine Freunde hatten den General dem größten Theile der Mitglieder verdächtig zu machen gewußt. Es geschah daher der Antrag, daß Rovere während der Sitzung über das Betragen des Generals Bericht abstatten sollte.

Rovere sagte: „Euer Versammlungssaal hat oft wiedergehallt von den Lobpreisungen eines Generals, dessen Benehmen gegenwärtig sehr zweideutig erscheint. Geübt in der Kunst der Ränke, schmeichelte er den Freunden der Freiheit, besuchte patriotische Gesellschaften, äußerte Bürgersinn, und sogar republikanische Grundsätze: aber wie sehr haben seine Handlungen seine Grundsätze Lügen gestraft! Er sprach wie ein freier Mann, handelte aber wie ein Sclave. Theilnehmend an den Gesinnungen mancher guten und bösen Bürger in Rücksicht auf Lafayette, verließ er wie dieser seine Armee und kam vor die Schranken. Unaufhörlich beklagte er sich über die Unzulänglichkeit seiner Truppen, und gleichwohl entließ er diejenigen, die von allen Orten her zu ihm stießen. Man hat ihm auch vorgeworfen, daß er die patriotischen Offiziere von sich entfernt und um sich her einen Stab von solchen versammelt hat, die das Zutrauen aller guten Bürger verloren haben. Kurz, man hat ihm vorgeworfen, daß er durch seine Zögerung dem Könige von Sardinien es möglich gemacht habe, seine Artillerie in Stand zu setzen, und daß er unthätig die Zeit verstreichen ließ, die zu kriegerischen Ausführungen am bequemsten war. Nur die Androhung eines Suspensionsdekrets vermochte ihn endlich noch, in Savoyen einzurücken. Er rückte aber erst am 25. September ein, da er doch schon am 15. August davon hätte Besitz nehmen sollen. Um

seinem Verzuge einen Anstrich zu geben, vergrößerte er die Macht des Königs von Sardinien, welche doch nicht über 11,000 Mann betrug. Allein Montesquiou ist nicht nur strafbar dafür, daß er den gesetzgebenden Staatskörper in Rücksicht auf die Stärke des Feindes hintergangen, sondern auch strafbar, weil er die Einkünfte des Staates durch betrügerische Contrakte verschwendet hat. Einige derselben sind bereits bei Euch angegeben worden. Gleichwohl sind dieß noch nicht die vornehmsten Klagepunkte gegen ihn. Bekleidet von Seiten der Republik mit der vollen Gewalt, den Staat von Genf, welcher Verträge verlezt hatte, zu seiner Schuldigkeit zurückzurufen, schloß er eine schimpfliche Uebereinkunft, worin die Vortheile sowohl, als die Würde der französischen Nation, aus den Augen gesezt wurden. Er legte der Tapferkeit unserer Krieger vor Genf Fesseln an. Er verdunkelte den Ruhm des französischen Namens dadurch, daß er, ungeachtet eines zahlreichen Heeres unter seinen Befehlen, mit wenigen Genfer Aristokraten einen Vergleich schloß, welchen eine Handvoll Franzosen dem Herzoge von Braunschweig und seinen zahllosen Schaaren verweigerte. Er maßte sich die gesetzgebende Gewalt an, dadurch, daß er diesen Vertrag noch vor seiner Genehmigung vollzog, und daß er seinen Namen unter einen schändlichen Artikel setzte, welcher verordnete, daß die französischen Truppen am nächsten Morgen, das schwere Geschütz

aber sogleich, von Genf sich zurückziehen sollten. Er maßte sich die vollziehende Gewalt an, dadurch, daß er den Marsch der Truppen, welche auf Befehl des Staatsraths gegen Genf anrückten, durch Gegenbefehle hemmte. Kurz, als die vollziehende Gewalt zum zweitenmale Truppen zur Verstärkung der Custinischen Armee, von ihm verlangt hatte, so war er nicht nur ungehorsam, sondern entließ noch überdieß die bei ihm befindlichen Bataillone der freiwilligen Grenadiere, und stellte hiedurch sogar die Sicherheit Savoyens der Gefahr bloß. Die zweite Uebereinkunft, welche er unterm 2. November mit den Abgeordneten von Genf getroffen hat, ist nicht besser als die erste: und er hat damit so lange gezögert, um die vollziehende Gewalt dadurch zur Genehmigung derselben zu nöthigen, daß er ihr nun ankündigt, wie die Strenge der Jahrszeit ihm keine ferneren kriegerischen Unternehmungen gestatte. Auf diese Weise hat er also die Genfer Patrioten dem militärischen Despotismus und der Aristokratie ihrer Obrigkeiten Preis gegeben. Daher schlage ich vor: daß der General Montesquiou in den Anklagestand gesetzt werde."

Dubois Crance, welcher Commissär des Nationalconvents bei der Armee des Generals Montesquiou gewesen, und erst seit Kurzem von daher zurück gekommen war, klagte ebenfalls den General an, und unterstützte den Vorschlag.

Der Convent beschloß hierauf abermals, daß Ursachen zu einer Anklage gegen Anne Pierre Montesquiou, General der Alpenarmee, vorhanden wären; und sogleich wurden Eilboten abgesandt, um den General gefangen zu nehmen; der General erhielt aber noch zu rechter Zeit von dem Beschlusse Nachricht, und entgieng seiner Gefangennehmung durch die Flucht.

Brissot hielt nun in dem Nationalconvent im Namen des diplomatischen Ausschusses, einen Vortrag über die mit der Republik Genf angefangene Unterhandlung. Er gab zu verstehen: das Geheimniß der französischen Revolution sowohl, als aller der Revolutionen, die noch folgen sollten, bestehe darin, daß mit Despoten gar kein Vertrag von irgend einer Art geschlossen werden solle. Zuletzt ermahnt er das Volk zu Genf, so schnell als möglich den heiligen Grundsatz der Gleichheit ihrer Republik einzuimpfen. „Eine unerwartete Revolution," sprach er, „könnte schrecklich werden: selbst veranlaßt wird dieselbe sanft und brüderlich seyn. Genf, als ein beinahe unsichtbarer Trabant eines großen Planeten, wird der moralischen Laufbahn desselben folgen, gesetzt auch, daß er aus seinem politischen Systeme herausgerissen würde. Genf kann also der Gleichheit nicht entgehen. Eine Revolution muß daselbst geschehen, oder die unsere müßte untergehen. Daher schlage ich vor: daß der Nationalconvent den vorläufigen vollziehenden Staatsrath bevollmächtigen solle, zu verlangen, daß zwischen jetzt

und dem ersten des künftigen Dezembers alle Schweizer Truppen Genf verlassen sollten. Würde dieses geschehen, so sollten die französischen Truppen die Neutralität und Unabhängigkeit des Genfer Gebiets in Ehren halten, und dasselbe verlassen, wofern sie es besetzt hielten."

Dieser Vorschlag ward von dem Convent angenommen, und dem zufolge die zweite, von dem bevollmächtigten Generale Montesquiou mit der Republik Genf geschlossene, Uebereinkunft eben so wenig genehmigt oder gehalten, als die erste — ein Beispiel, welches den Verhandlungen, Verträgen und Versprechungen der neuen französischen Republik eben kein großes Zutrauen erwarb.

Bald darauf verließ die Schweizer Besatzung die Stadt Genf und das Gebiet derselben. Alle Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Genf schienen jetzt beigelegt zu seyn.

Savoyen wird der französischen Republik einverleibt.

Sobald der General Montesquiou Savoyen erobert, und sich nach dem schnellen Rückzuge der sardinischen Truppen in den Besitz dieses Herzogthums gesetzt hatte, ließ er an alle Gemeinden Savoyens den Befehl ergehen, Abgesandte zu einer savoyischen Nationalversammlung zu wählen, und dieselben nach Chambery zu senden.

Diese Abgesandten hielten in der Hauptkirche zu Chambery am 21. Oktober 1792 ihre erste Versammlung um 2 Uhr Nachmittags. Es wurden Präsidenten und Sekretäre ernannt. Am 24. schwuren alle Mitglieder dieser savoyischen Nationalversammlung: der Nation getreu zu seyn, die Freiheit und Gleichheit aufrecht zu erhalten, und dieselbe bis an ihren Tod zu vertheidigen. Den nämlichen Eid leisteten auch mit lautem Geschrei die Zuhörer auf den Gallerien. Dann stieg ein Mitglied auf den Rednerstuhl. Der Redner verlangte, daß man sich an die Tyrannei und an die Raubsucht erinnern sollte, welche der Turiner Hof in Savoyen ausgeübt habe. Nachdem er lange und heftig gegen den Turiner Hof deklamirt hatte, schlug er der Versammlung vor, sie soll den Eid leisten: die Oberherrschaft des sogenannten Herzogs und des sogenannten königlich savoyischen Hauses nicht länger anzuerkennen. Die Mitglieder der Versammlung leisteten diesen Eid, und nach ihnen die Zuhörer auf den Gallerien. Diese letztern schrieen: „Fort! fort mit den Herzogen und mit dem Hause von Savoyen!" Nachher wurde noch ein Eid geschworen, nämlich: künftig kein Königthum, keinen Adel, und überhaupt nichts, was der Gleichheit entgegen wäre, zu dulden. Hierauf gab sich die Versammlung einstimmig unter dem lauten Jubel der Zuhörer auf den Gallerien, den Namen Nationalversammlung. Der Ausdruck Provinzen wurde verbannt und Savoyen in Cantone

eingetheilt. Ferner wurde der Name Savoyen abgeschafft. Die Versammlung nannte sich die Nationalversammlung der Allobrogen und bestimmte für jedes ihrer Mitglieder tägliche Diäten von 12 Livres (3 Reichsthaler.) Eine Gesandtschaft der Jakobinergesellschaft zu Chambery wurde hereingelassen. Diese wünschte der Versammlung zu ihren Arbeiten Glück, und bezeugte über den guten Fortgang derselben ihren Beifall. Der Präsident antwortete in schönen Floskeln, wiederholte die Wörter Freiheit und Gleichheit, Gleichheit und Freiheit, und erlaubte den savoyischen Jakobinern, der Sitzung beizuwohnen.

Nachher wurden patriotische Geschenke angenommen. Doppet schenkte einen Diamanten, Lasalle eine goldene Uhr, die beiden, Villars und Morel, alte silberne Uhren u. s. w. Nachher erschien eine Gesandtschaft des Stadtmagistrats. Dann trat auf Simon, Mitglied des Pariser Nationalconvents, und von demselben nach Savoyen gesandter Commissär. Er wurde mit allgemeinem Beifallklatschen empfangen, und seine schwülstige Rede ward von dem Präsidenten eben so schwülstig beantwortet. Hierauf wurde beschlossen, daß das hinter dem Lehnstuhle des Präsidenten an der Wand befestigte Cruzifix mit dreifarbigen Nationalbändern geschmückt werden soll.

Am 25. Oktober ward beschlossen, daß eine Gesandtschaft von 7 Mitgliedern der Versammlung an

den französischen Nationalconvent gesandt werden, ferner, daß am 28. ein allegorisches Volksfest statt finden sollte. Nachher warde die Bemerkung gemacht, daß die Einkünfte von Savoyen nicht hinreichen, um jedem Mitgliede der Versammlung täglich 12 Livres Diäten zu bezahlen. Auf diese Bemerkung beschlossen die Mitglieder der allobrogischen Nationalversammlung, mit 6 Livres täglich vorlieb zu nehmen. Der Bischof von Chambery, Michel, ersuchte die Versammlung schriftlich, am Sonntage keine Sitzungen in der Kirche zu halten, damit er Gottesdienst halten könne. Diese Bitte wurde ohne Berathschlagung abgeschlagen.

Klöster und Adel werden in Savoyen abgeschafft.

Am 26. wurde ein Gesetz in 20 Artikeln, die neue Einrichtung der Bürgergerichte betreffend, gemacht, und auch vorläufig den Gerichtshöfen eine neue Gestalt gegeben. Es erschienen einige Mönche, welche sich über die ihnen zu bewilligende Freiheit im voraus freuten, und gerne das düstere Kloster verlassen wollten, um in die Welt zurückzukehren. Es wurde beschlossen, daß ein neues Siegel gestochen werden sollte, zusammengebundene Waffen mit der Freiheitsmütze vorstellend, und die Umschrift führend: „Die Nation der Allobrogen." Auch wurden alle Güter der Geistlichkeit für Güter der Nation erklärt und die männlichen sowohl, als die weiblichen Mönchsorden auf-

gehoben. Ferner wurden die Güter aller Ausgewanderten eingezogen, und erklärt: daß die Güter Derjenigen, die in zwei Monaten nicht zurückkehren würden, der Nation gehören sollten. Die königlichen Krongüter, die Güter des Malthefer-Ordens, des St. Mauritius-Ordens und des St. Lazarus-Ordens wurden ebenfalls für Güter der Nation erklärt.

Am 27. ward der Erbadel nebst allen adelichen Titeln abgeschafft; auch wurden alle Lehnrechte aufgehoben, und das ganze Feudalsystem vernichtet. Die Auflagen auf das Salz, den Tabak, das Blei und das Schießpulver, wurden aufgehoben, und die Zollhäuser auf der französischen Gränze abgeschafft. Es wurde eine Gesandtschaft an die Nationalversammlung Frankreichs gewählt und einem jeden Mitgliede derselben 15 Livres tägliche Diäten bestimmt, wobei sie überdieß ganz kostenfrei gehalten werden sollten. Alle Hazardspiele wurden verboten; alle besondern Bürgerrechte wurden aufgehoben; die Tortur ward abgeschafft; und es wurde beschlossen, daß der Bürger Simon sich um das Vaterland verdient gemacht habe.

Am 28. wurde das Volksfest gefeiert.

Am 29. wurden 7 Advokaten zu Gesandten bei dem französischen Nationalconvent ernannt. Die Rede, welche diese Gesandten vor den Schranken des Convents halten sollten, wurde vorgelesen. In derselben hieß es: „Es hat die savoyische Nation die Absetzung

des Victor Amadeus und seiner Nachkommen beschlossen, die ewige Verbannung aller gekrönten Despoten bekannt gemacht, und sich nachher selbst für frei und souverain erklärt. Von dieser Versammlung gelangt der Wunsch an Euch, mit der französischen Republik verbunden zu werden; nicht etwa durch ein Bündniß, sondern auf eine unzertrennliche Weise, so daß Savoyen einen Theil Frankreichs ausmacht."

Am 27. November stattete Gregoire über diese Vereinigung dem Convent einen Bericht ab, worin er zu beweisen suchte, daß es Savoyens Interesse wäre, mit Frankreich vereinigt zu seyn, und Frankreichs Interesse, die angebotene Vereinigung nicht auszuschlagen. Hierauf beschloß der Convent einmüthig folgendes:

„Nachdem der Nationalconvent den Bericht ihres Convents- und diplomatischen Ausschusses angehört, und erkannt hat, daß es der freie und allgemeine, in den versammelten Gemeinden an den Tag gelegte, Wunsch des souverainen Volks von Savoyen ist, sich der französischen Republik einzuverleiben; so erklärt sie, in Erwägung, daß Charakter Verhältnisse und gegenseitiges Interesse diese Vereinigung beiden Völkern vortheilhaft machen, daß sie die vorgeschlagene Vereinigung annimmt, und daß von dem gegenwärtigen Augenblicke an Savoyen einen Theil der französischen Republik ausmacht."

„Art. 1. Savoyen soll vorläufig eine vierundachtzigste Abtheilung Frankreichs ausmachen, unter dem Namen „Abtheilung des Montblanc.“ “

„Art. 2. Die Urversammlungen und Wahlversammlungen sollen sich sogleich, nach der durch die Gesetze bestimmten Form, versammeln, um ihre Abgesandten zu dem Nationalconvente zu ernennen.“

„Art. 3. Diese Abtheilung soll vorläufig bei dem Nationalconvente durch zehn Deputirte vertreten werden.“

„Art. 4. Es sollen nach der Abtheilung des Montblanc vier, aus dem Nationalconvente gewählte Commissarien gesandt werden, um diese Abtheilung vorläufig einzutheilen, und in derselben Distrikte und Cantone einzurichten.“

„Art. 5. Die Zollhäuser an den piemontesischen Gränzen, an den Gränzen der Schweiz und Genfs, sollen vorläufig beibehalten werden, und der Minister des Innern soll den Auftrag erhalten, Gesetze und Tarife, die Erhebung der Zölle betreffend, sogleich dahin zu senden.“

„Art. 6. An den Hauptörtern der Distrikte, oder in den Zollhäusern an der Gränze, sollen Commissarien angestellt werden, um die Aechtheit der Assignate zu beglaubigen.“

Dumouriez erobert die Niederlande.

Dumouriez, der den 7. Oktober von Paris abgereist war, um sich wieder an die Spitze seiner Armee zu stellen, hatte noch kurz vor seiner Abreise den Jakobiner-Clubb besucht, und darin gesagt:

„Bürger! Ihr habt die Geschichte des Despotismus zerrissen, Ihr habt Frankreich gerettet. Die Freiheit hat den Kampf, welchen Ihr für sie bestandet, den Herzen aller guten Franzosen eingegraben. Wir ziehen jetzt hin, um zu enden was Ihr begannet. Wir erfüllen entweder Eure Erwartung, oder sterben im Bestreben." Der damalige Präsident der Jakobiner, Danton antwortete: „Bürger-General! Als Lafayette entfloh, verzweifelten Sie nicht an der Möglichkeit, die Republik zu retten. Sie richteten das Heer wieder auf, welches durch Verrätherei und Zwietracht niedergeschlagen war. Mit wenigen Kriegern schlugen Sie zahlreiche Tyrannenschaaren zurück. Sie machten Sich um Ihr Vaterland verdient. Unter Ihrer Anführung wird die republikanische Pike das königliche Zepter zertrümmern, und das Diadem wird der Freiheit unterliegen. Wird sind Ihre Brüder und Freunde, und Ihr Name soll in unserer Geschichte glänzen."

Nun glaubte Dumouriez endlich den rechten Zeitpunkt herankommen zu sehen, wo er seinen Lieblingsplan, die Eroberung und Umwälzung von Belgien, in Erfüllung bringen konnte. Er hatte sein

Vaterland von den Preußen befreit, und hoffte nun dem Haus Oesterreich einen tödtlichen Schlag zu versetzen, indem er die fast noch gährenden Niederlande demselben zu entreißen suchte, wobei er auf die Stimmung der Einwohner sehr zählte, und Frankreich in dem belgischen Volke einen nützlichen Alliirten zu verschaffen suchte.

Plan dieses Feldzuges.

Frankreich war jetzt durch die allgemein erweckte Vaterlandsliebe seiner Bürger von den Gefahren, welche ihm von Außen gedroht hatten, befreit, und seine Armeen, die sich schon eine gewisse Achtung und einen militärischen Ruf erworben hatten, verstärkten sich täglich durch die ihnen zulaufenden Freiwilligen. Unter den Generalen Kellermann, Dillon und Chazot, welche die Preußen verfolgten, standen mehr als 60,000 Mann. Beurnonville, der zu Entsetzung von Lille herbeigeeilt war, befehligte 22,000 Mann; 18,000 Mann waren in dem Lager von Maubeuge, unter dem Befehle des Generals d'Harville, versammelt. La Bourdonnaye hatte mit den Garnisonen von Lille, Valenciennes und Dünkirchen 30,000 Mann. Custine stand mit 22,000 am Rhein und zu Frankfurt. Biron hatte in den zwei Lagern unter Straßburg und Hüningen ungefähr 20,000 Mann versammelt. Die Alpenarmee

war mit dem, was in der Dauphiné stand, etwa 25,000 Mann stark; längs der Pyrenäen standen nur Garnisonen.

Man konnte demnach auf ungefähr 200,000 Mann rechnen, welche von Dünkirchen bis zu den Antibes an den Gränzen aufgestellt waren. Dumouriez wollte ihnen nun, nach seinem ersten, noch als Minister entworfenen Plane, eine bestimmte Richtung geben, um den Krieg ins Ausland zu führen und alle Einfälle auf das französische Gebiet für die Zukunft zu verhindern. Dillon war abgesetzt, und durch den General Valence ersetzt worden, dessen Corps man die Ardennen-Armee nannte, und erhielt nun den Auftrag, vereint mit der Nordarmee zur Unternehmung gegen Belgien zu operiren; er bekam den Befehl, sich bei Givet zu versammeln, um daselbst die Instructionen Dumouriez's zu erhalten, der nun Anstalt machte, mit den Truppen, die in der Champagne standen, und denen des Generals Bourdonnaye in den Niederlanden einzurücken. Die Oesterreicher und Preußen waren damals fast aller Vertheidigungsmittel beraubt; die 110 – 120,000 Mann, mit denen sie den Feldzug in der Champagne und Flandern eröffnet hatten, waren bis auf 70 oder 80,000 Mann zusammen geschmolzen, welche noch mit Krankheiten überhäuft und niedergeschlagen waren; sie hatten keine Zeit gehabt, neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Die Franzosen hingegen hatten 200,000

Mann unter den Waffen, welche der Freiheitsgeist und die unerwarteten glücklichen Erfolge ihrer ersten Operationen beseelten; ihre Armeen konnten leicht verdoppelt werden. Belgien und die Länder längs dem Rheine versprachen ihnen einen reichlichen Unterhalt; man konnte hoffen, treffliche Winterquartiere von Landau bis Wesel zu beziehen, was ohne Kellermanns Rückzug auch geschehen wäre.

Vermittelst Westermanns und Dantons war es Dumouriez gelungen, von dem nunmehrigen General Santerre neue Unterstützungen an Schuhen, Mänteln, Munition, Waffen, über welche dieser zu gebieten hatte, und ohne welche man unthätig hätte bleiben müssen, für seine halb nackte Armee zu erlangen. Außerdem begehrte er noch sechs Millionen in klingender Münze auf den 25. Oktober, um seinen Truppen den Sold von vierzehn Tagen sichern zu können, indem er versprach, daß, weit entfernt, den Staatsschatz des jetzt so selten gewordenen Metallgeldes zu berauben, er demselben vielmehr dergleichen aus den Niederlanden wieder zufließen lassen würde, indem er daselbst die Assignaten in Cours bringen wolle.

Den 24. Oktober kam Dumouriez zu Valenciennes an, nachdem er noch zwei Tage auf einem Landgute bei Peronne über das große Vorhaben, welches er ausführen wollte, in der Einsamkeit nachgedacht hatte. Beurnonville's Truppen waren schon den 21. und 22. Oktober daselbst angelangt. Bei seiner Annähe-

rung beeilten sich die Oesterreicher, die Belagerung von Lille aufzuheben, und das französische Gebiet zu verlassen, um sich auf ihre Gränzen zurückzuziehen. Ehe noch der Feldzug begann, mußte Dumouriez Hindernisse bekämpfen, die sich seinem Plane entgegenstellten, und die von einem Manne herrührten, den er sehr willig geglaubt hatte, ihn zu unterstützen. Dieser war La Bourdonnaye, dem er den Titel eines Obergenerals hatte geben lassen, und der einen Theil der Nordarmee unter seinem Befehle commandirte, so wie Valence die Ardennen-Armee. Er wußte, daß Bourdonnaye wenig Verstand und Talente besaß; er war ein reicher Mann, aus einem sogenannten alten Hause der Bretagne, vor der Revolution Marechal-de-Camp, und bei dem Erziehungswesen der Kinder des Grafen Artois angestellt. Dieser Mensch hatte sich in den Strudel der Revolution, wie viele andere, geworfen, um seine Reichthümer zu retten und eine Rolle zu spielen. Er hatte die Clubbs besucht, sich eine gewisse Art von Popularität und einen Ruf und Beistand unter den Jakobinern zu verschaffen gewußt. Sobald er Obergeneral geworden war, hatte er nach gänzlicher Unabhängigkeit und sogar darnach getrachtet, den Auftrag der Expedition in die Niederlande selbst zu erhalten. Er schrieb deßhalb auch ziemlich hochmüthige Briefe an Dumouriez, und sagte ihm in einem derselben: „Ich weiß, daß meine Fähigkeiten nur sehr mittelmäßig sind; ich will

aber weder Cäsar noch Herzog von Brabant werden, wie es vielleicht viele im Sinne haben; allein ich bin ein ächter Republikaner und werde der guten Sache den Sieg verschaffen. Dumouriez aber brachte den widerspenstigen General bald zur Ordnung, indem er ihm in einer sehr lebhaften Unterredung kurz und bündig erklärte, daß er ihn bei dem geringsten Hinderniß, welches er fortan noch seinem Plan entgegensetzen würde, fortschicken würde. Bourdonnaye versprach mit Thränen in den Augen alles, was man von ihm verlangte.

Dumouriez ertheilte nun an alle seine Generale die nöthigen Instructionen, um mit seinem Plane übereinstimmend handeln zu können, der in Folgendem bestand:

Zuerst suchte er besonders die Fehler zu vermeiden, welche die Preußen bei ihrem Einmarsch in die Champagne begangen hatten, die, indem sie beständig alle ihre Streitkräfte eng zusammenhielten, alle Vortheile verloren, welche ihnen ihre große Ueberlegenheit geben konnte; denn hätten sie ihre Kräfte vertheilt, so wäre Dumouriez's Vertheidigung nur schwach auf allen Punkten gewesen. Er theilte demnach seine Armee in vier Hauptabtheilungen, die getrennt agiren sollten, und von denen zwei oder drei sich nach Umständen augenblicklich vereinigen konnten.

Der ganze Plan war in zwei Hauptbewegungen abgetheilt.— Erstlich sollte die Ardennen-Armee über

Givet auf Namur marschiren, um dem General Clairfait, der in aller Eile von Luxemburg kam, um sich mit dem Herzog von Teschen zu vereinigen, den Rückzug abzuschneiden, was aber nicht zu Stande kam; es gelang Clairfait, eine starke Garnison nach Namur zu legen, und sich mit Teschen zu vereinigen.

Zweitens wollte Dumouriez mit einer Armee von 40,000 Mann auf Mons und von da gerade nach Brüssel marschiren, Teschen vor sich her treibend, und ihm eine Schlacht liefern, wenn er ihn erwartete. Diesem Plane wurden abermals Hindernisse von Seiten Bourdonnaye's entgegengestellt, der, seine Versprechungen vergessend, nach seinem eigenen Gutdünken zu verfahren gedachte und die erhaltene Instruction nicht berücksichtigte. Er wollte mit seinem Corps, statt sich Tournay zu nähern, wie es ihm anbefohlen war, um Teschen zu zwingen, seine Vertheidigungsanstalten zu vertheilen, die Belagerung von Ostende, und dann die der Citadelle von Antwerpen unternehmen, während Dumouriez mit d'Harville nach Mons marschirte, und Valence allein an der Meuse agiren sollte.

Noch den 8. Oktober hatte die österreichische Regierung in den Niederlanden ein strenges Verbot gegen das Einführen aller französischen Zeitungen und Flugschriften bei schwerer Strafe erlassen. Gegen das Vordringen der Franzosen in den Niederlanden

machte man von österreichischer Seite alle nur möglichen Gegenanstalten. Die Landstraßen wurden aufgerissen, die Brücke zu Pont-a-Tressin, nahe bei Tournay, wurde abgebrochen und in die Gränzstädte wurden starke Besatzungen gelegt. Nach der Vereinigung der beiden österreichischen Armeen war die Gränze von Ostende bis nach Namur, mit mehr als 50,000 Mann der auserlesensten Truppen besetzt. Die Armee des Prinzen von Hohenlohe deckte die Gegend zwischen Namur und Luxemburg, und die preußische Armee war um Luxemburg gelagert.

In Lüttich wurden die Franzosen zum Theil mit großer Ungedult erwartet und mit dem Einrücken der Franzosen in die Niederlande wurden auch deren Zeitungen und Journale zu hunderttausenden verbreitet. Dumouriez selbst erließ folgendes Manifest an die Niederländer:

„Valenciennes, am 26. Oktober 1792."

„Tapfere belgische Nation! Ihr habt vor uns das Panner der Freiheit aufgerichtet: allein betrogen von denjenigen unter Euern Mitbürgern, denen Ihr Euer Zutrauen geschenkt hattet, hintergangen durch die treulosen Rathschläge derjenigen Höfe, an die Ihr Euch gewandt hattet, oder die sich in Euere Sachen in keiner andern Absicht gemischt hatten, als um Euch in Bewegung zu bringen, um Euern Despo-

ten in Verlegenheit zu setzen, und um Euch nachher seiner Rachsucht Preis zu geben, — Schlachtopfer der grausamen und tückischen Politik aller europäischen Höfe, und besonders des französischen, welcher Euere Freiheit als den letzten Streich ansah, der dem Despotismus versetzt würde, den er unter uns wieder einzuführen die Absicht hatte — habt Ihr von den Franzosen, Euern Nachbarn, nicht nur keinen nachdrücklichen Beistand erhalten, sondern Ihr seyd noch überdieß von den Franzosen selbst, als sie in Euere Provinzen einrückten, verrathen und im Stiche gelassen worden. Frankreich mußte erst, durch Umstürzung des Königthums, über den Despotismus gesiegt, es mußte sich erst zur Republik gemacht, und die Trabanten der Despoten überwunden haben; die zahlreichen Heere derselben mußten erst vor den Legionen freier Männer verschwunden und sogar bis in ihr eigenes Gebiet verfolgt worden seyn, ehe Ihr ein vollkommenes Vertrauen auf die französische Republik sowohl, als auf die Armeen setzen konntet, die Euch nun von ihr zu Hülfe geschickt werden. Unverzüglich rücken wir in Euer Gebiet ein; allein wir rücken ein, um Euch den Freiheitsbaum pflanzen zu helfen, ohne uns im mindesten in die Staatsverfassung zu mischen, die Ihr werdet annehmen wollen. Wofern Ihr nur die Souveränität des Volkes einführet, und niemals unter irgend einer Art von Despoten zu leben entschlossen seyd, so wollen wir Euere

Freunde, Euere Brüder und Euere Stützen seyn. Wir wollen weder Euer Eigenthum noch Euere Gesetze antasten, und die strengste Mannszucht soll unter den französischen Armeen herrschen. Wir rücken in Euere Provinzen ein, um daselbst die grausamen Oesterreicher zu verfolgen, die in der Abtheilung des Nordens die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt haben. Mit den unwürdigen Söldnern der Tyranney werden unsere gerechten Waffen äußerst streng verfahren. Auch Ihr habt Beleidigungen, Frevel und Gewaltthaten zu rächen: vereinigt Euch mit uns, damit wir nicht Belgier für Deutsche ansehen, falls Ihr etwa unthätig sie im Besitze Euerer Städte lassen solltet, die wir genöthigt seyn würden zu beschießen und zu verbrennen, um jene grausame Horde zu vertilgen, die Ihr leicht auf ewig vertreiben könnt, wenn Ihr Eure Waffen mit den unsrigen vereinigt. Belgier! wir sind Brüder. Unsere Sache ist dieselbe. Ihr habt zu sehr bewiesen, wie unerträglich Euch das Joch ist, als daß wir befürchten dürften, Euch als Feinde behandeln zu müssen."

Diese Anerbietung der Freiheit wurde jedoch mit Drohungen begleitet und man ließ den Belgiern nicht die Wahl, ob sie die französische Regierungsform annehmen wollten oder nicht. Der General Dumouriez erklärte sich folgendermaßen: „Sollte unglücklicherweise irgend eine Provinz, Stadt, Flecken oder Dorf, niederträchtig genug seyn, um den Freiheitsbaum,

den die Franzosen, nach langen und vergeblichen Beschwerden, und nach den unglücklichen Bemühungen der Belgier, die Freiheit zu erobern, bei ihren Nachbarn errichten wollen, nicht mit Enthusiasmus annehmen; sollte ein Theil Belgiens dumm genug seyn, um nicht den Vorzug und die Majestät der Souveränetät zu einer Zeit einzusehen, in welcher die Franzosen ihre so siegreichen als gerechten Waffen dazu anwenden, den Belgiern dieses göttliche Geschenk zu machen: so wird der General einem solchen Flecken oder Dorfe ankündigen, daß sie als schändliche Sklaven des Hauses Oesterreich werden behandelt werden, und daß die Armeen der Republik, um sich wegen der, von den Soldaten jenes grimmigen Despoten begangenen, Abscheulichkeiten zu rächen, die Städte verbrennen, und Brandschatzungen erheben werden, an die man lange denken soll."

Zu seiner Armee sagte Dumouriez:

Generale, Officiere und Soldaten! mit Recht stolze Republikaner, die ihr alle meine Waffenbrüder seyd, wir rücken in Belgien ein, um unsere Feinde, und die treulosen Ausgewanderten daraus zu verjagen. – Laßt uns als Freunde, als Brüder und als Befreier diese schönen Provinzen betreten, laßt uns mitleidsvoll gegen die Gefangenen und brüderlich gegen die Einwohner des Landes handeln." u. s. w.

Das Manifest ließ er in den beiden Sprachen drucken, und schickte es an seine Generale mit dazu

passenden Instruktionen, durch welche er ihnen vorschrieb, daß sie, sobald sie in den Städten Belgiens einrückten, das Volk versammeln, ihm diese Proklamation vorlesen lassen, und es zu gleicher Zeit ermahnen sollten, auf der Stelle seine Magistratspersonen und Verwaltungsbehörden zu wechseln, ohne jedoch etwas an den Abgaben und der Regierungsform zu ändern, da dieses Recht nur der ganzen Nation zustünde, welche über die neue Verfassung nur in einer Nationalversammlung entscheiden sollte, die, sobald Belgien von den Oesterreichern befreit seyn würde, zusammenberufen werden sollte.—Damals war es, wo Dumouriez an den Convent schrieb, daß er den 15. Nov. in Brüssel seyn würde (er war den 14. schon daselbst), daß er den 30. in Lüttich einrücken würde, — dieß geschah schon den 28.

Erste Bewegungen der Armeen, Gefechte von Thulin und Boussu.

Der Herzog von Teschen hatte die Dörfer jenseits des Baches Quiévrain besetzt, sein linker Flügel lehnte sich an das Gehölz von Sars, und sein rechter an den Fluß Haisne, und an die Brücke vor St. Guislain. Diese Stellung war sehr gut, und konnte lange behauptet werden, besonders wenn man vor dem Wald von Sars einen starken Verhau machte, wodurch er undurchdringlich wurde. Er hatte auf sei-

ker Rechten ein kleines Truppencorps in dem Gehölz der Heremitage, welches Condé maskirte, und mit 4 — 5000 Mann, die zu Bury standen, communizirte. Dieses Lager stand wieder mit dem der Trinité in Verbindung, welches 7 — 8000 Mann enthielt, die der General Latour befehligte, der auch die Stadt Tournay besetzt hatte. Kleinere Corps beunruhigten Lille, und besetzten Launoy, Bonbair, und Turcoing. Ein anderes schützte Warneton. Diese Vertheidigungslinie war nicht schlecht berechnet, allein ihre Fronte war für eine Armee von 28 — 30,000 Mann viel zu ausgedehnt, und stärker war sie vor der Vereinigung mit Clairfait, der ihr ungefähr 15 — 18,000 Mann zuführte, nicht.

Als Dumouriez den Vertheidigungsplan Teschens kannte, machte er Anstalten, ihn auf einmal aus allen seinen Posten zu verdrängen, oder ihn zu zwingen, sich mit augenscheinlichem Nachtheil zu schlagen, was sich nicht wohl denken ließ. Den 28. ließ er nun ein Corps von 8000 Mann unter dem Befehle des General Berneron durch Condé marschiren, mit dem Befehl, Jagd auf den Feind im Walde von Bemissart zu machen, und sich selbst darin festzusetzen. Diese Division bedrohte alsdann Athe und Leuze. Beurnonville erhielt nun Befehl, sich zu Quiévrain fest zu stellen, Montreuil nnd Pommereuil zu besetzen, und die Verbindung dieses Corps mit der Armee zu bewerkstelligen. Die Oesterreicher,

welche zu Raucourt und Bury standen, suchten Berneron's Division zu beunruhigen, und es fanden während mehreren Tagen einige Scharmützel zwischen Perwels und Blatton statt. Dieß hatte Dumouriez gewünscht, um die Aufmerksamkeit des Generals, welcher mit der Vertheidigung von Tournay beauftragt war, dahin zu ziehen, und ihn zum Rückzug zu zwingen, aus Furcht, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Nachdem Dumouriez die Bewegungen seines linken Flügels sicher gestellt, und erfahren hatte, daß Teschen, der sich schon mit Clairfait vereinigt hatte, so lang als möglich, seine Stellung zu Mons vertheidigen wollte, zog er noch die 12,000 Mann des Generals Harville an sich, um der Stärkere zu bleiben. Den 3. Nov. griff die belgische Infanterie ohne Kanonen, und von den Husaren von Chambarond unterstützt, die österreichischen Vorposten in dem Dorf Thulin an, und verjagte sie mit leichter Mühe aus demselben. Sie begieng aber die Unvorsichtigkeit, sie zu verfolgen, und sich in der Ebene der Mühle von Bussu in ein Gefecht einzulassen; die österreichischen Husaren umzingelten sie, und hieben vier Compagnien zusammen, oder nahmen sie gefangen. Das Regiment Chambarond eilte mit großer Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit zu ihrer Hülfe herbei, befreite sie, litt aber sehr, weil die Oesterreicher in weit größerer Anzahl waren, worauf Beurnonville

Thulin verließ, welches die Oesterreicher wieder besetzten.

Der französische Obergeneral hatte bis jetzt weder die verlangten Schuhe, Mäntel ꝛc., noch das Geld empfangen; indessen stand sein Vorsatz fest, den Feldzug nichts desto weniger zu eröffnen. Er ließ nun den Obersten Frècheville, der das Corps der Plänkler auf der rechten Seite commandirte, vorrücken, und hieß ihn sich vor Angres auf Fagt ausdehnen. Der Wald von Sars ist sehr dicht und besonders durch Tyroler-Jäger gut zu vertheidigen; er bildet fast die Gestalt eines sehr verlängerten gleichschenklichen Dreieckes, dessen spitzigster Winkel vor Hou und Taisnières endet, und ist ungefähr drei Stunden lang. In diesem Walde befindet sich eine lichte Stelle und ein Weg zwischen Fagt und dem Schlosse Sars. — Dumouriez wollte hiedurch durch die Verbindung mit der Division des Generals Harville, der den 1. Nov. zu Hou angekommen war, bewerkstelligen, welcher den Befehl hatte, sich immer auf der Höhe des Angriffspunktes zu halten, den der General auf der linken Seite dieses Waldes zwischen demselben und dem Fluß Haisne bewerkstelligen wollte.

Auf der linken Seite der Landstraße von Cuesmes und zwischen dieser und der von Valenciennes liegt das Dorf Jemmappes, welches auf einem amphitheatralisch gelegenen und holzreichen Erdstriche erbaut ist, was zwar eine gute militärische Position ist, die

aber den Fehler hat, von hinten, durch einen Fluß (Haisne) begränzt zu werden, und nicht genug Umfang zu haben, um sich gehörig in Schlachtordnung aufstellen zu können. Dieses Dorf beherrscht die ganze Ebene, bis vor den Wald von Sars; unter demselben sind auf der linken Seite noch zwei Dörfer, von dem eines an den Ufern des Haisne liegt. Nahe an der Spitze des Waldes, anderthalb Stunden von Jemmappes, liegt auf einem hervorragenden Hügel die Mühle von Boussu, welches ein großer Flecken an den Ufern des Flusses ist, und also durch seine Lage von der Mühle beherrscht wird. Dieß war das Terrain, auf welchem man sich vom 3. bis zum 6. Nov. geschlagen hatte.

Am 3. des Abends erhielt Dumouriez die Nachricht von dem Vorfalle bei Thulin und daß Beurnonville die Vorposten seiner Avantgarde zurückziehe. Er befahl ihm, sogleich seine ganze Avantgarde vorwärts marschiren zu lassen, indem er sie über die Brücke von Crespin und Quiévrain gehen lassen sollte, und den andern Morgen, den 4., die Dörfer Montreuil und Thulin wieder anzugreifen. Er verstärkte diese Avantgarde noch mit 3 Brigaden oder 9 Bataillonen, welche der Herzog von Chartres, (der jetzt lebende Herzog von Orleans) befehligte, befahl seiner ganzen Armee, sich marschfertig zu halten, und begab sich selbst zu seiner Avantgarde. Die Oesterreicher vertheidigten diese Dörfer nicht, und

zogen

zogen sich auf die Mühle von Boussu zurück, wo sie einige Kanonen aufgepflanzt hatten. Mit Vergnügen nahm Dumouriez wahr, daß er nur mit leichten Truppen zu thun haben würde, und daß der Feind weder den Wald von Sars, noch die treffliche Stellung der Mühle von Boussu mit Kraft zu vertheidigen Anstalt machte. Er sandte 3 Bataillonen Chasseurs in den Wald, und ließ dem Obrist Frècheville sagen, von seiner Seite in das Centrum des Waldes zu dringen.

Dem General Herville befahl er, links der rechten Seite des Waldes zu marschiren. Jetzt ließ er 6 Zwölfpfünder vorrücken, um die Mühle zu beschießen, und marschirte in 3 Colonnen, um sich derselben zu bemächtigen. Dieß geschah mit solchem Ungestüme, daß die Oesterreicher schnell ihre Kanonen zurückzogen, das Freibataillon O'donnal verlor 4 bis 500 Mann, welche von den französischen Chasseurs niedergemacht wurden.

Nun suchte Dumouriez die Ebene vor der Spitze des Waldes zu gewinnen, damit der Feind keine Truppen mehr in denselben werfen konnte, damit er den Vortheil des Terrains über denselben erhalten, und, indem er sich auf der Ebene von Paturage ausbreitete, ihn zum Rückzug zwingen könne. So marschirte er nun vorwärts des Waldes, und dehnte seine Infanterie von der Mühle bis Framerles aus. Harville's Corps blieb in Colonnen zu Genly, Engy,

und Noirchin. Sobald er sich Herrn der Mühle gesehen, hatte er Befehle an die Armee und den Artillerie-Park geschickt, damit dieselben die Stellung von Eslonges bis Hesnin in zweiter Linie einnehmen sollten.

Den 5. ließ er Quaregnon durch die Belgier, von drei Freibataillonen, welche das Corps der linken Plänkler formirten, angreifen, und die Vorhut Beurnonvilles von Frameries vorrücken, so daß sie Fronte gegen die große Landstraße von Cuesmes machte. Er stellte nun seine Armee in Colonnen längs dem Wald auf, aber so, daß er durch eine Wendung links sich in Schlachtordnung aufstellen konnte, und dann mit der Fronte dem Dorf Jemmappes gegenüberstand, und den Rücken an den Wald lehnte.

Die Schlacht von Jemmappes. *)

Zwölf Bataillone hatte Dumouriez auf seinen linken Flügel gestellt, um den Angriff auf Quaregnon

*) Bei den Berichten, die wir über Feldzüge, Schlachten, Gefechte, Belagerungen u. s. w. liefern, werden wir uns der möglichsten Kürze befleißigen, ohne jedoch irgend etwas Wesentliches wegzulassen, da lange und umständliche strategische und taktische Beschreibungen den bei weitem größern Theil unserer Leser nur ermüden würden, da selbst so wenig Individuen von Profession Gefallen an dergleichen finden; wir werden daher nur solche Schlachten weitläufiger und umständlicher beschreiben, deren Gewinn oder Verlust großen

zu unterstützen, und das Dorf Jemmapes von der Rückseite einzunehmen, indem er es mit seiner rechten Flanke umging. Seine Cavallerie theilte er in drei Corps, um in dieser Ebene die drei Abtheilungen seiner Infanterie, die das Dorf angreifen sollte, unterstützen zu können. Die Artillerie stellte er so auf, daß ihr Feuer die feindliche Batterie kreuzte. Dem General Harville befahl er, sich auf die Höhe von Siply aufzustellen, wo er den Berg Pallizel be-

---

Einfluß auf die Schicksale ganzer Völker oder Nationen gemacht haben, wie z. B. die von Austerlitz, Jena, Leipzig, Waterloo u. s. w., und die zum Theil wahre Völkerschlachten waren. Diejenigen Militärpersonen, welche sich durch das Studium der höhern Kriegskunst über den großen Haufen erheben, und zu etwas mehr als dem Commando einer Wachtparade ausbilden wollen, finden in den ausführlichen Werken mehrerer großer Feldherrn die beste Gelegenheit hiezu, so wie in mehreren Büchern, welche tüchtige Männer über einzelne Theile der Kriegskunst geschrieben haben. Die Geschichte aber kann sich mit ihrem besondern Unterricht nicht befassen; auch würde unser Werk alsdann den Umfang, den wir demselben zu geben uns vorgenommen, zu sehr überschreiten, indem wir nicht alle Feldzüge und Kriege mit der Umständlichkeit beschreiben können, wie es der Fall mit den Begebenheiten beim Beginnen der französischen Revolution war, welches nothwendig gewesen ist, um unsern Lesern die folgende Geschichte vollkommen verständlich zu machen. Doch berichten wir die Schlacht von Jemmappes, als die erste von Bedeutung, die wir beschreiben, noch mit ziemlicher Ausführlichkeit.

drohen konnte; während er diese Dispositionen traf, ließ er den Angriff auf Quaregnon fortdauern, um den Feind hinzuhalten, denn er fürchtete, daß er unter dem Schutze der Nacht die Verschanzungen von Jemmapes verlassen möchte, um sich auf Bertaimont, Pallizel, und Nimy zu ziehen, was er eigentlich hätte thun müssen, und in dieser Voraussetzung bivouaquirte Dumouriez sehr nahe bei den Oesterreichern.

Den 9. Oktober bis Tagesanbruch ertheilte er dem General Harville den Befehl, genau zu beobachten, was sich auf der linken Seite und bei Beurnonvilles Vorhut zutrüge, und immer auf gleiche Höhe mit ihm vorzurücken, um den linken Flügel der Oesterreicher, der zu Bertaimont stand, zu umgehen, das Feuer seiner Artillerie gegen denselben spielen zu lassen, und den Augenblick ihres Rückzuges zu benützen, um sich schnell des Berges Pallizel zu bemächtigen, von wo er die Höhe von Nimy gewinnen könnte, indem er Mons umging, und dem Feinde den Rückzug auf der großen Landstraße nach Brüssel abschneiden würde.

Dieser General konnte bei der Schlacht selbst nicht wirken, weil die Stadt Mons zwischen ihm und der Stellung lag, die man angriff; allein er konnte bei einem glücklichen Erfolge den Sieg vollkommen machen, indem er den Feind mit frischen Truppen beim Rückzug verfolgte.

Der General Beurnonville hatte den linken Flügel

des Feindes vor sich, der auf einer Anhöhe stand, welche Cuesmes deckte, und mit fünf großen Redouten gekrönt war. Diese Anhöhe hing mit einzeln stehenden Häusern von Jemmapes zusammen. Noch andere Redouten dehnten sich längs der Fronte, bis auf die rechte Seite des Dorfes, oberhalb Quaregnon aus. Zwanzig Stück schweres Geschütz, und eine große Anzahl Mörser nebst vielen Feldstücken waren in diesen Redouten vertheilt, und bildeten drei übereinanderstehende Feuerlinien; Bäume, Gesträuche, und Hohlwege, mit den Häusern verbunden, machten eine furchtbare Verschanzung aus.

In der Mitte dieser Fronte, die mit dem Centrum der französischen Armee correspondirte, welches der General Chartres (der jetzige Herzog von Orleans) commandirte, war eine Oeffnung mit einem Weg, der nach Jemmapes führte. Die Oesterreicher hatten einige Schwadronen daselbst, welche im Fall eines unordentlichen Angriffs das Centrum der französischen Armee überfallen konnten. Den linken Flügel der Franzosen führten drei Marechaux de Camp (General-Majore) in Abwesenheit des General-Adjutanten Miranda an, der noch zu Paris war. Ferrand, der älteste unter ihnen, bekam den Auftrag, das Dorf mit seiner äußersten rechten Flanke anzugreifen.

Diese furchtbare Stellung wurde nach Berichten der Oesterreicher durch 19,000 Mann vertheidigt,

Dumouriez aber sagt in seinen Memoiren, daß es nach der Situationsliste, die man zu Mons in den Papieren des Obersten Fischer gefunden habe, 28,000 gewesen seyen. Indessen ist dieser Widerspruch nur scheinbar. Es können sehr gut nur 19,000 Mann in den Verschanzungen und die andern in Mons und auf Bertaimont dem General Harville gegenüber gewesen seyn.

Dumouriez befahl nun Beurnonville, den Angriff zu beginnen, indem er sich auf Cuesmes zog. Er hatte zehn Stück Sechszehnpfünder und sechszehn Zwölfpfünder auf seiner Fronte vertheilt. Labayette, ein trefflicher Artillerie-Obrist, hatte diese Kanonen so angebracht, daß jede Redoute von zwei Batterien zu zwei Stück in die Flanken genommen wurde, und um 8 Uhr des Morgens fing das Feuer auf der ganzen Fronte sehr lebhaft an. Als Dumouriez sah, daß man das Dorf Quaregnon etwas saumselig angriff, ließ er den General Bozière mit zwei Kanonen und vier Batallionen vorrücken, um die angreifende belgische und französische Infanterie zu unterstützen und vorzutreiben; das Dorf wurde nun in seiner Gegenwart genommen. Bozière mußte seinen Marsch auf der großen Landstraße fortsetzen, und seine Cavallerie, aus acht Schwadronen bestehend, in Schlachtordnung aufstellen, und mit der Infanterie die rechte Seite des Dorfes angreifen; dem General Ferrand befahl er, daß, sobald er Bozière auf der Höhe

erblicken würde, er mit gefälltem Bajonett auf die äußerste rechte Fronte des Dorfes losgehen sollte. Er empfahl ihm diesen Angriff in Bataillons-Colonnen zu machen, diese Schlachtordnung auch im Dorf beizubehalten, und erst dann zu deployiren, wenn sein rechter Flügel den linken der Division des Centrums erreicht haben würde.

Jetzt eilte Dumouriez zu dem Centrum, wo er vergeblich bis 11 Uhr auf Nachrichten von Beurnonville und Ferrand wartete. Der Angriff des ersten ging nur langsam von Statten, denn er war durch das sehr heftige Feuer von fünf Redouten zurückgehalten, die er mit seiner Artillerie nicht erreichen konnte, ob sie gleich mit vier Sechszehnpfündern vermehrt worden war. Aber Ferrands Aufschub war nicht zu entschuldigen.

Um 11 Uhr schickte er den General Thouvenot auf diese linke Seite, um den Angriff beginnen zu lassen, und ihn zu leiten. Thouvenot fand, als er daselbst ankam, daß Ferrand den Kopf verloren hatte, und ganz unnöthigerweise immer fort kanoniren ließ, ohne sich zu etwas zu entschließen. Bozière hielt sich noch hinter den Häusern von Quaregnon verborgen, ohne hervorzubrechen, so daß die Truppen murrten, die voller Ungeduld waren, anzugreifen. Jetzt nimmt er im Namen des Obergenerals das Commando, setzt die Colonnen in Bewegung, wirft sich schnell gegen die rechte Seite, und auf die Fronte

des Dorfes, nimmt die Redouten mit jenem den Franzosen eigenen Ungestüme weg, und dieser rasche Angriff entschied die Sache auf dem linken Flügel.

Dumouriez, der nur diese Bewegung erwartete, läßt seine Infanterie-Bataillone des Centrums Colonnen formiren, und mit gleichem Ungestüm auf die Mitte des Dorfes losgehen. Die lichte Stelle maskirten sieben Schwadronen Husaren und Dragoner, und das Centrum durcheilt die Ebene, ohne großen Verlust zu erleiden. Allein eine Brigade wirft sich, als sie feindliche Cavallerie an der lichten Stelle hervorbrechen sieht, hinter ein Haus, und läßt so eine Lücke, durch welche diese Cavallerie sehr leicht das Centrum hätte durchbrechen können.

In diesem Augenblicke sprengte der junge Kammerdiener Dumouriez's, Baptiste Renard, in gestrecktem Gallopp zu dem General Drouin, der diese Brigade commandirte, und wirft ihm das Schimpfliche seines Rückzuges vor, führt die Brigade zurück, besetzt die lichte Stelle, sprengt dann zu den sieben Schwadronen, welche die furchtsame Bewegung dieser Infanterie zurückgehalten hatten, führt sie gleichfalls an jene Stelle, und eilt nun zu seinem Herrn zurück.

In dem nämlichen Augenblicke, als Drouin sich zurückzog, hatte die Brigade, die auf seinem linken Flügel marschirte, Halt gemacht, und die drei Bataillons-Colonnen, aus welchen sie bestand, waren in Unordnung gerathen, und verloren viele Leute,

ohne jedoch zu fliehen. Sie waren einem heftigen Kartätschenfeuer auf eine halbe Flintenschußweite ausgesetzt. Der General Chartres eilt dahin, stellt die Ordnung wieder her, und läßt sie eine starke Kolonne bilden, die er das Bataillon von Jemmapes nennt. Das Gefecht beginnt von neuem, und er überwältigt die 3 übereinanderstehenden Reihen von Redouten und Verschanzungen schnell nach einander. Schwadronen von Husaren, Dragonern und Chasseurs zu Pferd eilen der Infanterie schnell nach, man schlägt sich mit Erbitterung, und ein blutiges Gemetzel beginnt. Thouvenot, der aus der Mitte des Dorfes vorrückt, bringt die Oesterreicher zwischen zwei Feuer; mehr als 400 ertrinken in dem Fluß Haine, und die Schlacht ist im Centrum und auf der rechten Seite des Dorfes gewonnen.

Während Chartres das Centrum mit so viel Kraft wieder ordnete, hatte Dumouriez eine andere Besorgniß. Beurnonvilles Angriff machte keine Fortschritte, er eilte schnell mit zwei sich sehr widersprechenden Absichten dahin; die erste war, die Redoute auf der linken Seite des Feindes anzugreifen, um Chartres Attaque zu unterstützen, die andere war, diesen Angriff aufzugeben, und sich mit den Truppen der Avantgarde nach der Ebene von Paturage zu begeben, um die Truppen seines Centrums zu versammeln, und den Rückzug der Armee zu beschützen, wenn Chartres Angriff fehlschlüge, was nach

den ersten Unordnungen, die Dronin verursacht hatte, leicht geschehen konnte. —

Niemals kam ein General zu gelegenerer Zeit an. Er fand auf der Höhe von Cuesmes zwei Infanterie-Brigaden, von denen eine aus 3 Pariser-Bataillonen bestand. Sie umgingen die linke Seite von 5 Redouten, welche mit ungarischen Grenadiren besetzt waren. Vor sich hatten sie eine zahlreiche österreichische Cavallerie, die zum Angriff bereit schien, und 500 Schritte weiter vorwärts, auf der Linken, war eine Infanterie-Colonne, welche nur den Angriff der Cavallerie abwartete, um die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Hundert Schritte hinter den 2 französischen Brigaden waren 10 Schwadronen Husaren, Dragoner und Chasseurs den Kanonen der Redoute ausgesetzt, welche sie in schiefer Richtung bestrichen, und durch einen unbegreiflichen Irrthum schoßen auch noch die Kanonen des Generals Harville von hinten auf sie, indem man sie für Feinde hielt.

Diese Truppen hatten keinen General an ihrer Spitze; Dampierre, der sie kommandiren sollte, befand sich nicht bei ihnen, ob er gleich den Obergeneral den Tag vorher auf eine ziemlich unanständige Weise zur Rede gestellt hatte, weil er den Angriff auf den andern Tag verschoben hatte. Beurnonville kam nun an der Spitze der beiden andern Brigaden, und mit dem Reste der Cavallerie an.

Dumouriez hatte kaum Zeit, an der Fronte der beiden Brigaden vorbeizusprengen, und ihnen zuzurufen, daß, da sie nun ihren Vater an der Spitze sähen, sie nichts mehr zu fürchten hätten. Sie rufen: „Es lebe Dumouriez!" und zeigen eine treffliche Haltung. Jetzt sprengt er an die Spitze der Cavallerie; es war hohe Zeit, denn schon gerieth sie in Unordnung und schickte sich zum Fliehen an. Er sendet einen Adjutanten an Beurnonville ab, um diesem anzudeuten, daß er sich beeilen sollte. In demselben Augenblicke sprengen die österreichischen Dragoner im Gallopp an, um die beiden Brigaden niederzuhauen, welche sich durch eine zu rechter Zeit abgedrückte Salve einen Wall von 200 Pferden oder Reutern, die vor ihnen hinstürzen, machen. Eine andere Schwadron kömmt auf der Landstraße angesprengt, und will diese Infanterie umzingeln. Dumouriez, der die Cavallerie wieder geordnet hatte, schickt Husaren von Berching ab, welche die Dragoner zurückwerfen. Diese ganze österreichische Cavallerie flieht nun bis Mons, und die Infanterie-Colonne tritt auch den Rückzug an.

Dumouriez läßt das Schlachtfeld nun durch den angekommenen Beurnonville besetzen, und die beiden Brigaden, welche so eben die Sache entschieden haben, eine Wendung links machen, so wie die sämmtliche Cavallerie. — Dann stimmt er die Marseiller Hymne an, stellt sich an ihre Spitze, und sie gehen munter mit einem nicht zu beschreibenden Muthe vorwärts,

um die Redouten anzugreifen, und richten ein schreckliches Gemetzel unter den ungarischen Grenadieren an.

Indessen war er noch immer wegen seines Centrums unruhig, und entzieht diesem Angriff, sobald er ihn gelungen glaubt, Frècheville den ältern mit 6 Schwadronen Chasseurs, an deren Spitze er in stärkstem Trabe längs dem Dorfe hin reitet, um dem Centrum zu Hülfe zu kommen. Noch hat er nicht 500 Schritte zurückgelegt, als ihm Montpensier, Chartres Adjutant und jüngerer Bruder, im Galloppe begegnet, um ihm anzukündigen, daß das Centrum gesiegt hat, und daß sein Bruder nach einem blutigen Gefechte Herr des Dorfes geworden ist. Thouvenot kömmt zu gleicher Zeit an der linken Seite durch das Dorf gesprengt, und meldet, daß die Oesterreicher auf allen Seiten fliehen. Das Gefecht hatte um Mittag angefangen, und jetzt war es 2 Uhr. Dumouriez schickt nun Boten über Boten an Harville, um diesen anzutreiben, den Berg Pallizel, und die gut verschanzten Höfe von Nimy, wo die Oesterreicher einige Redouten hatten, zu besetzen. Dieser aber, obgleich er wiederholt die Nachricht erhalten hatte, daß die Schlacht gewonnen sey, rückt nicht vor, und nur mit Mühe gelingt es, ihn dahin zu bringen, daß er sein Feuer gegen die Höfe von Cuesmes, auf welchem Beurnonville stand, einstellen ließ.

Die Armee, welche sich 4 Tage geschlagen hatte, hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, und war

sehr ermüdet; man mußte ihr nothwendigerweise 2 Stunden Ruhe geben, und theilte Brod und Branntwein unter die Soldaten aus. Mit Ungeduld sah der Obergeneral, wie sich die Oesterreicher zurückzogen, ohne verfolgt zu werden, da durch diesen Rückzug die Stadt Mons zwischen ihn und den Feind kam. Harville war der einzige, der, wenn er seine Instruktion befolgt hätte, diese Stadt umgehen konnte. Dumouriez würde selbst dahin geeilt seyn, allein er hatte kein einziges Pferd mehr, welches diese neue Strapatze ausgehalten hätte, und mußte wegen der Verwundeten und Lebensmittel die nöthigen Befehle ertheilen. Um 4 Uhr gab er Befehl, daß man wieder antreten sollte, und kündigte seinen Soldaten an, daß es vorwärts ginge. Diese vergaßen ihre Müdigkeit, und erhoben bei dieser Nachricht ein Freudengeschrei. Nun ließ er die Vorstädte von Mons durch leichte Truppen besetzen, die Stadt zur Uebergabe auffordern, und zwei Brigaden auf die Höhe von Bertaimont marschiren, welche die Oesterreicher eben verlassen hatten. Ein sonderbarer Zufall war ihm hier nochmals entgegen. Diese beiden Brigaden, welche so eben den heldenmüthigsten Muth bewiesen hatten, indem sie die furchtbarsten Stellungen, 3 Reihen mit zahlreicher Infanterie besezter Redouten, unter dem wüthendsten Artilleriefeuer weggenommen hatten, ergreift auf einmal eine panische Furcht. Sie bilden sich ein, die Oesterreicher hätten den Berg minirt,

und ungeachtet der augenscheinlichen Unmöglichkeit dieser Sache, ungeachtet der Vorstellungen des Generals Stetenhofen, der sie befehligte, verlassen 5 Bataillone diese Stellung, und werfen sich in der größten Unordnung in das Dorf Cuesmes. Dumouriez, von dieser unerwarteten Begebenheit unterrichtet, schickt andere Truppen ab, um die Höhe von Bertaimont zu besetzen. Endlich kömmt Harville an, und faßt Posto auf dem Berg Pallizel; daselbst angekommen, besezt er die Höhe von Nimy nur mit kleinen Posten, statt mit seinem ganzen Armeecorps dahin zu marschiren; durch alle diese Zögerungen hatten die Oesterreicher hinlängliche Zeit gewonnen, ihren Rückzug zu machen. Die Nacht war herangekommen, und Dumouriez sah sich zu seinem größten Leidwesen genöthigt, die Einnahme von Mons und die fernere Verfolgung des Feindes auf den andern Tag zu verschieben, und die Nacht damit zuzubringen, Batterien aufzuwerfen, um diese Stadt zu beschießen, welche der Feind aber noch in der nämlichen Nacht räumte, nachdem der Commandant noch den Abend sehr stolze Antworten auf die an ihn ergangenen Aufforderungen gegeben hatte.

Dieß sind die Einzelnheiten jener merkwürdigen Schlacht bei Jemmapes, welche das Schicksal der Niederlande entschied, und von der die ältesten Veteranen im österreichischen Heere selbst gestanden, daß sie einen so wüthenden Feind, wie diese Republikaner, noch nie gesehen hätten. Vierzehn Schanzen der Oesterreicher

hatten die Franzosen, mit gefälltem Bajonet und dem Säbel in der Faust, mit unerschütterlicher Tapferkeit, unter dem entsetzlichsten Feuer einer gut bedienten Artillerie im Sturme weggenommen.

Den glücklichen Erfolg dieser Schlacht hatte Dumouriez hauptsächlich dem Obersten Thouvenot, dem General Chartres, seinem eigenen Ungestüme, mit dem er die Redouten der rechten Seite angriff, und seinem Kammerdiener Baptist Menard, der durch eine seltene Geistesgegenwart und erstaunenswürdigen Muth den Fehler des Generals Dronin verbesserte, zu verdanken. Dieser aber hatte seine Fehler auf die glänzendste Weise wieder gut gemacht; er starb an seinen erhaltenen Wunden zu Quesnoi. Dumouriez gibt in seinen Memoiren seinen Verlust in dieser Schlacht auf 2000 Mann an, unter denen 6—700 Todte; den der Oesterreicher rechnet er auf ungefähr 4000 Mann und dreizehn Stück Kanonen.

Den 7. November Morgens rückte Dumouriez in Mons ein; den 9. nahm ein Theil seiner Armee von Tournay Besitz und wurde mit großem Jubel von den Einwohnern aufgenommen.

So groß, als die Bestürzung bei der Nachricht von der Schlacht bei Jemmapes in Brabant und Flandern war, eben so groß war die Freude darüber in Frankreich.

Der Adjutant des Generals Dumouriez kam vor die Schranken des Nationalconvents und überbrachte

die fröhliche Kunde. Die Briefe wurden vorgelesen, dann sprach der Adjutant, wie Moore erzählte, der dabei gegenwärtig war: „Bürger-Stellvertreter! Ich bin ein Krieger, kein Redner, aber Eine denkwürdige That will ich euch erzählen, die ich an jenem Tage mit eigenen Augen sah. Baptist, der Kammerdiener des Generals Dumouriez, brachte mitten in der Schlacht einige flüchtige Schwadronen wieder zum Halten, setzte sich an ihre Spitze, führte sie gegen den Feind und bemeisterte sich, mit dem Degen in der Faust, eines wichtigen Postens."

Nun wurde eine Stelle aus einem Briefe des Generals Dumouriez an den Kriegsminister vorgelesen, worin der General seinen Kammerdiener wegen dessen bewiesener Tapferkeit empfahl, und hinzusetzte: Baptist habe das ihm zur Belohnung angebotene Geld ausgeschlagen, und erklärt, er wünsche keine andere Belohnung, als die Erlaubniß, die National-Uniform zu tragen.

Baptist trat jetzt vor die Schranken, und die Versammlung beschloß unter lautem und wiederholtem Beifallklatschen: daß der Bürger Renard, welcher in der Schlacht bei Jemmapes ein Dragonerregiment und vier Bataillone Freiwilliger gegen den Feind zurückgeführt habe, von dem Präsidenten des Convents den Bruderkuß erhalten solle; daß er ferner auf Kosten der Republik gekleidet und bewaffnet werden solle, und daß der Kriegsminister den General Dumouriez be-

bevollmächtigen solle, ihm eine Officiersstelle bei seiner Armee zu ertheilen. Er verlieh ihm den Grad als Hauptmann, und diese Belohnung machte der Nation die größte Ehre; denn darin besteht die wahre Gleichheit, daß ein jeder Bürger, ohne den lächerlichen und fantastischen Unterschied der Geburt, nach seinen Verdiensten, Kenntnissen, Talenten und Tugenden zu jeder Würde des Staates gelangt, die er verdient. Jede andere Gleichheit kann nur unter wilden Horden Statt finden, die weder Gesetze noch Künste, welche die menschliche Gesellschaft auszeichnen, besitzen, und wo alsdann weder Leben noch Eigenthum gesichert seyn können.

Es wurden nachher eine Menge Briefe verlesen, welche die Schlacht bei Jemmapes und die Einnahme von Mons betrafen.

Mehrere Mitglieder des Convents traten auf, um zu reden. Der Herzog von Orleans-Egalité, der noch nie gesprochen hatte, sagte: er wünsche dem Convente etwas mitzutheilen, was Dumouriez bloß aus Bescheidenheit verschwiegen habe, nämlich, daß diejenigen Truppen, welche Dumouriez in Person angeführt habe, verschiedene Verschanzungen mit dem Degen in der Faust erobert hätten.

Cambon meinte, man müßte ungesäumt Eilboten mit der wichtigen Nachricht von dem erfochtenen Siege in alle Abtheilungen Frankreichs versenden, damit diejenigen Franzosen in den Provinzen, welche

ihrem Tode nahe wären, doch noch vor ihrem Ende den Trost hätten, den Triumph der Republik zu vernehmen.

Jean Debry wollte: daß der 6. November, als der Tag des Sieges bei Jemmapes, jährlich sollte gefeiert werden. Lasource fand Bedenklichkeit, diesen Vorschlag anzunehmen. „Laßt uns warten," sprach er, „bis die Freiheit ihren Triumph vollendet hat, bis alle Tyrannen geschlagen sind, die uns bekriegen. Laßt uns nicht, durch parteiische Ehrenbezeugungen, die wir einer Armee erweisen, den Neid der übrigen Armeen der Republik reizen! Vergessen wir nicht, daß auch Custine gesiegt hat; daß Kellermann sich am 20. September Lorbeern erwarb!"

Barrere hielt dafür: daß man nach einer gewonnenen Schlacht nicht sowohl ein Freudenfest, als vielmehr ein Trauerfest, wegen der im Kampfe Gefallenen, feiern müsse. „Dreihundert Franzosen sind umgekommen," rief er aus, „und Ihr sprecht von Freudenfesten!"

Vergniaud widerlegte die Sophistereien des Herrn Barrere. „Freilich," sprach er, „sind Menschen umgekommen, aber die Sache der Freiheit hat gesiegt. Vaterlandsliebe und Freiheitsliebe müssen wir zu erwecken suchen. Ein Mittel, dieses heilige Feuer lebendig zu erhalten, ist die Anordnung öffentlicher Freudenfeste bei Gelegenheiten wie diese. Ich ver-

lange, daß man, wegen des erfochtenen Sieges, ein Nationalfest beschließe!"

Der Konvent beschloß, das Fest zu feiern; der Präsident umarmte den Kammerdiener Baptiste, und überreichte ihm einen Degen im Namen der Nation.

Die Einnahme von Brüssel, Löwen, Mecheln, Antwerpen u. s. w.

Schon am 7. November entstand zu Mons, unter dem Schutze des Generals Dumouriez, ein Jakobinerclubb, den der General selbst besuchte. Der Präsident hielt eine Anrede an ihn, in welcher er sagte: „Sie bringen uns Glückseligkeit, indem Sie bei uns die monarchische und aristokratische Tyrannei zerstören.... Nehmen Sie von uns die rothe Mütze als das Pfand unserer republikanischen Gesinnungen an." Dumouriez erwiederte: „Ich nehme mit Dankbarkeit die Bürgerkrone an, die Sie mir zuerkennen. Da Sie mir von Brüdern, von unerschütterlichen Freunden der ewigen Rechte des Volks angeboten wird, so ist sie von unschätzbarem Werthe. Alle Kronen der Despoten müssen sich vor ihr bücken."

Auf die Einnahme von Mons folgte bald die Einnahme von Brüssel, woselbst die Franzosen, nach einem abermaligen hartnäckigen Gefechte mit den Oesterreichern, am 14. November einrückten, und wo sie, unter großen Freuden-Bezeugungen der

Einwohner, sogleich einen Jakobiner-Clubb errichteten, den der General Dumouriez selbst besuchte. Auch ließ der General am 17. November auf dem Markte zu Brüssel einen Freiheitsbaum mit der rothen Mütze auf dem Gipfel errichten, und am 18. von den Einwohnern der Stadt einen vorläufigen Verwaltungsmagistrat wählen. Die Einwohner der Niederlande waren zwar, aus altem Groll gegen das Haus Oesterreich, voller Freuden darüber, daß sie sich von den Oesterreichern befreit sahen; sie waren aber zum Theil den Grundsätzen der Franzosen nicht weniger abgeneigt, als der österreichischen Regierung. Sie hofften, daß die Franzosen, ihrem so oft wiederholten Versprechen gemäß, ihnen erlauben würden, sich selbst eine, ihrer Denkungsart angemessene, Verfassung zu geben, und steckten schon, in dieser Hoffnung, die niederländische Cocarde auf: allein der General Dumouriez befahl, daß keine andere Cocarde, als die französische Nationalcocarde, getragen werden sollte.

In der Rede, welche der General Dumouriez in der Versammlung der vorläufig gewählten Magistratspersonen zu Brüssel hielt, sagte er: „Jetzt, da ich die Belgier auf den Weg der Freiheit gebracht habe, reise ich ab, um die Tyrannen so lange zu verfolgen, bis keiner derselben mehr innerhalb dieser Provinzen übrig ist.“

Am 17. November machte der Herzog von Sachsen-Teschen dem Generale Dumouriez den Vorschlag zu einem Waffenstillstande, weil die beiderseitigen Ar-

meen wegen der rauhen Jahrszeit bei fortgesetzten Feindseligkeiten zu viel leiden, und die Bewohner des Landes zu Grunde gerichtet werden würden. Dumouriez ertheilte die mündliche Antwort: „er könne, als ein republikanischer General, eine solche Unterhandlung nicht für sich selbst unternehmen, sondern er müsse erst von dem vollziehenden Staatsrathe zu Paris darüber Befehle einholen, und er werde unterdessen den Krieg fortsetzen.

Der vollziehende Staatsrath war aber durch das außerordentliche Glück der französischen Waffen viel zu übermüthig geworden, als daß er friedlichen Vorschlägen von irgend einer Art hätte Raum geben wollen. Schon am 24. Oktober hatte dieser Staatsrath erklärt: „daß die französischen Soldaten nicht eher die Waffen niederlegen, oder die Winterquartiere beziehen sollten, als bis die Feinde der Republik würden über den Rhein gejagt worden seyn." Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Antwort des Generals Dumouriez an den Herzog von Sachsen-Teschen von dem vollziehenden Staatsrathe gebilligt. Zugleich gab dieser einen neuen, vom 16. November datirten Befehl, vermöge welches den Generalen befohlen wurde, die Feinde sogar auf dem holländischen Gebiete zu verfolgen, im Falle sie sich auf dasselbe zurückziehen sollten.

Indessen verfolgte der General Dumouriez seine Siege. Er nahm Löwen und Mecheln ein, und er-

beutete in beiden Städten beträchtliche Magazine. Der Herzog von Sachsen-Teschen hatte die österreichische Armee verlassen und die Befehlshaberschaft derselben dem Grafen Clairfait übergeben. Diesem Generale folgte Dumouriez auf dem Fuße nach. Eine andere Abtheilung der französischen Armee zog auf Antwerpen, woselbst sie offene Thore fand. Die Citadelle schien anfänglich Widerstand thun zu wollen. Sie ergab sich aber, nach einem heftigen Bombardement, am 29. November auf Kapitulation, und die Festung, nebst allem in derselben befindlichen Vorrathe, wurde den Franzosen überlassen. Eine dritte Abtheilung der französischen Armee, unter den Befehlen des Generals Valence, bemächtigte sich der Citadelle zu Namur, und machte die in derselben befindliche, ungefähr 3000 Mann starke Besatzung zu Kriegsgefangenen.

Der General Clairfait, den Dumouriez verfolgte, bewirkte einen gutgeordneten Rückzug. Vor dem Uebergange über die Maas lieferte noch ein Theil der österreichischen Armee, unter den Befehlen des Generals Grafen Sztaray, am 27. November den Franzosen ein Treffen nahe bei Lüttich, in den Ebenen von Raucou und Loncin. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, und fiel zum Nachtheile der Oesterreicher aus, die sich während der Nacht nach Lüttich, und von da über die Maas nach dem Limburger Lande zurückzogen, um sich mit dem Corps des Ge-

nerals Clairfait zu vereinigen, welcher bereits daselbst zwischen Herve und Henri Chapelle sich gelagert hatte. Der General Beaulieu, der mit einem Corps von ungefähr 15000 Oesterreichern bei Huy gestanden hatte, zog sich nach dem Luxemburgischen zurück, und der General Hohenlohe marschirte mit 10,000 Mann von Luxemburg nach Trier, um sich dem Generale Beurnonville zu widersetzen, welcher von jener Seite in Deutschland einzubrechen drohte.

Der General Clairfait setzte seinen Rückzug fort. Nach einem am 6. Dezember in der Gegend von Herve gelieferten Treffen, welches zum Nachtheile der Franzosen ausfiel, war am 14. ein zweites Gefecht in der Gegend von Verviers, welches die Oesterreicher verloren, so daß die Franzosen bis in das preußische Geldern vordrangen, die Stadt Geldern besetzten, Detaschements nach Meurs, Crevelt, Goch, Gennep, u. s. w. sandten, und nachher, jedoch ohne in die Stadt Cleve zu kommen, nach Rüremonde zurück marschirten.

Die Oesterreicher zogen sich, unter Anführung des Generals Clairfait, durch Aachen und Cöln über den Rhein zurück. Zu Aachen zerschlugen die Franzosen die vor dem Rathhause befindliche Bildsäule des Kaisers Carl des Fünften, und setzten den Freiheitsbaum an deren Stelle. In den preußischen Ländern, welche ihre Armeen berührten, schrieben die französischen Generale überall starke Brandschatzungen aus.

Am 17. Dezember bezog endlich die französische Armee die Winterquartiere. Dem Befehle des vollziehenden Staatsrathes, seine Armee bis an den Rhein zu führen, konnte der General Dumouriez nicht gehorchen, weil es dieser Armee an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte; außerdem wollte er auch diesen Befehl nicht vollziehen, weil man bei den zu Fortsetzung des Krieges gemachten Planen auf seine Vorschläge keine Rücksicht genommen hatte, und dieses meldete er selbst dem Minister. Vergeblich schrieb der Kriegsminister beinahe täglich an Dumouriez, um ihn zu bewegen, daß er bis an den Rhein mit seiner Armee vorrücken möchte; vergeblich stellte ihm der Minister vor, daß ein Befehl des Nationalconvents hiezu vorhanden sey, daß man bei Ertheilung dieses Befehls vorzüglich auf ihn gerechnet, daß man alles Mögliche gethan habe, um ihm die Ausführung dieses Plans zu erleichtern, und daß man auf diese Weise den Krieg mit Einem Feldzuge endigen könnte. Dumouriez gehorchte nicht, weil er nicht wollte, und weil er es für eine Beleidigung ansah, daß man kein unbegränztes unumschränktes Zutrauen in ihn setzte, und ihm nicht erlauben wollte, nach Gutdünken zu verfahren. Die Gründe, warum er diesen Befehl nicht vollziehen könne, giebt Dumouriez in einem Schreiben an den Kriegsminister Pache ausführlich an, und man muß gestehen, daß einige derselben wichtig waren. Du-

mouriez hatte weit mehr Lust, unvermuthet und ohne Kriegserklärung in Holland einzufallen. Er that dazu dem Staatsrathe den Vorschlag: allein der Staatsrath fand nicht für gut, diesen Plan anzunehmen, sondern schrieb dem General einen andern Operationsplan vor. Dumouriez hatte keine Lust, denselben zu befolgen, sondern bestand darauf, daß er die Winterquartiere beziehen müsse. Doch gab er seinen Lieblingsplan, sogleich ohne Kriegserklärung in Holland einzurücken, noch nicht auf. Er sandte sogar seinen vertrauten Freund und Adjutanten Thouvenot nach Paris, um sich mit dem Staatsrathe über diesen Plan mündlich zu besprechen: allein auch dieser vermochte nicht, den Staatsrath zu überreden, die Vorschläge des Generals Dumouriez anzunehmen.

Die Jakobiner, unter denen Dumouriez viele Feinde hatte, fingen bald nach seinem Siege bei Jemmapes an, ihm mancherlei Vorwürfe zu machen. Zuerst beschuldigten sie ihn, daß er in jener Schlacht eine außerordentliche große Anzahl Franzosen aufgeopfert und in seinen Berichten die Zahl der Umgekommenen verhehlt hätte. „Wie," sagten sie, „der General meldet selbst, die ganze Armee habe gestritten, jeder einzelne Mann sey zum Gefechte gekommen, das Gefecht habe drei Tage gedauert; und dennoch sollen wir nur 300 Tode gehabt haben! Wie ist das möglich!"

In der Sitzung des Jakobinerclubbs zu Paris am 9. November wurde von dem Siege bei Jemmapes auf eine sehr zweideutige Weise gesprochen. Einige Häupter der Jakobiner behaupteten sogar: dergleichen Siege wären der Republik mehr schädlich als nützlich, indem sie die so nothwendige Einheit und Untheilbarkeit derselben zerstörten, und zum Systeme des Föderalismus führten, welches alle ächten Jakobiner verabscheuen müßten. „Je weiter sich der Umkreis," rief Chabot, „von dem Mittelpunkte entfernt, um desto mehr verliert dieser Mittelpunkt an Thätigkeit und Kraft, um desto mehr wird die Einheit der Regierung unmöglich, um desto mehr neigt sich die Republik dem Föderalismus zu." Andere Jakobiner stellten vor, wie gefährlich ein siegreicher General der Freiheit und der Republik werden könne.

Dumouriez blieb bei diesen Beschuldigungen der Jakobiner nicht gleichgültig. Er schrieb am 9. November von Mons an den Präsidenten des Nationalconvents: es scheine, daß sein Glück gegen die auswärtigen Feinde die Zahl seiner inneren Feinde vermehre, sein Betragen werde indessen alle gegen ihn vorgebrachten Verläumdungen widerlegen, und er habe bereits am 30. Oktober an den Kriegsminister geschrieben, wie er sogleich nach geendigtem Kriege keine Stelle weiter annehmen, sondern sich in eine philosophische Ruhe zurückziehen, eine würdige Muße suchen, und seinen Degen ablegen.

Ein anderer Vorfall, der Dumouriez höchst mißvergnügt machte, war die Art, wie man mit den Lieferanten verfuhr, die er bei seiner Armee angestellt hatte. Ein Wechselbrief, den der eine dieser Lieferanten, Malus, auf den Nationalschatz gezogen hatte, wurde protestirt, und dem General wurden selbst über die Leichtigkeit, mit welcher er Contrakte für die Armeen schloß, Vorwürfe gemacht. Dieß nahm er so übel, daß er am 23. November sich darüber bei dem Nationalconvente, beklagte, und seine Stelle als General niederzulegen drohte, wofern man ihm nicht Genugthuung verschaffen würde. Nichts destoweniger befahl der Convent, auf den Vorschlag Cambons, daß die Lieferanten Malus, Petit-Jean und d'Espagnac vor die Schranken des Convents gebracht werden sollten. Von dieser Zeit an stellte der General Dumouriez, unter dem Vorwande, daß ihm diese Männer zu Fortsetzung seines Feldzuges unentbehrlich wären, alle ferneren Kriegsoperationen ein, und bezog die Winterquartiere. Man schloß hieraus, daß der General mit den Lieferanten einverstanden wäre, und daß sie gemeinschaftlich sich auf Kosten der Republik bereichern wollten. Dumouriez, welcher diesen Verdacht von sich abzulehnen suchte, schrieb an den Nationalconvent: er werde von dem Kriegsminister nicht gehörig unterstützt, und dieß sey der einzige Grund, warum er die österreichische Armee nicht schon ganz vernichtet habe; er verlangte

daher entweder eine unumschränkte Vollmacht, die Armee durch seine eigenen Lieferanten verproviantiren zu lassen, oder seinen Abschied. Nachdem dieser Brief des Generals der Versammlung vorgelesen worden war, wurde, desselben ungeachtet, beschlossen, daß die nach Paris geführten Lieferanten, Malus, Petit-Jean und d'Espagnac, in das Gefängniß der Abtei gebracht werden sollten.

Ungeachtet der Mühe, welche sich die französischen Generale gaben, um die Belgier zu bewegen, daß sie sich die Grundsätze der neuen in Frankreich eingeführten Regierungsform gefallen lassen möchten, konnte dennoch der Widerwillen der Aristokraten dieses Volkes gegen das System der Freiheit und Gleichheit nicht überwunden werden. Die Belgier frohlockten zwar darüber, daß sie sich von der österreichischen Regierung befreit sahen, allein sie verlangten die Herstellung ihrer vormaligen Regierungsform, die Herstellung der Stände; sie wollten nicht die Souveränetät des Volkes, sondern die Souveränetät des Adels und der Geistlichkeit, vorzüglich der letztern, an welcher auch das Volk mit blindem Aberglauben hing.

Der zu Brüssel von dem Volke gewählte und aus achtzig Mitgliedern bestehende vorläufige Magistrat versammelte sich am 19. November auf dem Rathhause und leistete den Eid, der Freiheit und Gleichheit getreu zu bleiben. Der General Dumouriez

umarmte den Präsidenten dieses Magistrats, den Bürger Balsa, und versprach den Stellvertretern der belgischen Nation den Schutz und Beistand Frankreichs. Dieser Magistrat erklärte hierauf nach einer kurzen Berathschlagung, daß das Haus Oesterreich seiner Rechte auf Belgien verlustig, und das belgische Volk souverän seyn solle.

Am folgenden Tage erschien von Seiten dieses vorläufigen Magistrats folgende Proklamation:

„Proklamation im Namen des souveränen Volkes.“

„Wir erklären im Angesichte des Himmels und der Erde, daß alle Bande, welche uns an das Haus Oesterreich-Lothringen knüpfen, zerrissen sind; wir schwören, dieselben niemals wieder anzuknüpfen, und bei niemand, wer es auch seyn mag, irgend ein Recht auf die Souveränetät Belgiens anzuerkennen, als bei dem Volke selbst: denn wir sind in unsere ursprünglichen, unveräußerlichen und unverlierbaren Rechte wieder eingetreten. Demzufolge, da alle Gewalt nothwendig von dem Volke herkommt, hört die Körperschaft der Stände sowohl als eine jede obere und niedere Gerichtsbarkeit, auf, weil diese Körperschaften nicht von dem Volke eingesetzt sind. Daher verbieten wir ihnen ausdrücklich in seinem Namen, in der Stadt Brüssel irgend eine Stelle zu bekleiden, bei Strafe, daß ihnen, als Usurpatoren der souveränen Gewalt, der Proceß gemacht werde.

Indessen befehlen wir im Namen des Volkes jedem Einnehmer öffentlicher Gelder, seine Einnehmergeschäfte unter porsönlicher Verantwortlichkeit ferner zu verwalten."

Mit dieser Proklamation war ein großer Theil der Einwohner von Brüssel höchst unzufrieden; nur die Parthie, der man in der belgischen Rebellion gegen das Haus Oesterreich den Namen Vonkisten beigelegt hatte, hieng diesen Grundsätzen an. Es wollten sich, ausser dem, unter dem Schutze der Franzosen stehenden, Jakobinerclubbe noch einige Volksgesellschaften zu Brüssel an andern Orten versammeln; sie erhielten aber dazu keine Erlaubniß; vielmehr wurde ihnen von dem Generale Dumouriez ausdrücklich verboten, sich ohne eine schriftliche Bewilligung irgendwo zu versammeln, widrigenfalls die Uebertreter dieses Verbots als Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollten. Der Kommandant der französischen Gensd'armerie, Lecuyer, erklärte sogar, er würde einen jeden solchen Störer der öffentlichen Ruhe an den Schwanz eines Pferdes binden, mit einem Paar Eselsohren zieren, und in diesem Aufzuge durch die Stadt Brüssel bei Trompetenschall führen lassen. — Auf diese Weise wurden die Widersacher der französischen Regierungsform zum Stillschweigen gebracht. Die Belgier fühlten diesen Druck so sehr, daß sie eine Gesandtschaft nach Paris schickten, um sich bei dem Nationalkonvente darüber zu beklagen, daß eine, im Verhältnisse gegen das belgische Volk ausserordentlich kleine, Parthei sich erkühne, die Constitution anzugreifen, von welcher die Wohlfahrt Belgiens abhänge.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt des sechsten Bandes:

Seite

Die Septembermorde. (Fortsetzung). 7

Die Ermordung der Gefangenen von Orleans den 9. September 1792. 26

Die Wahlen zum Nationalconvent. 32

Diebstahl der Kron-Juwelen. 40

Letzte Kraftanstrengung der Nationalversammlung. 45

Fernere Kriegsbegebenheiten. 56

Dritte Periode. Geschichte des Nationalconvents.

Zusammentritt des Nationalconvents. 93

Bestandtheile des Convents, hauptsächlichste Mitglieder desselben. 98

Das Königthum wird abgeschafft. 102

Fortsetzung der Geschichte der polnischen Staatsumwälzung. 106

Fortsetzung der Geschichte der polnischen Staatsumwälzung. 133

Der polnische Reichstag ernennt eine Deputation, um eine neue Verfassung zu entwerfen. 152

Man entscheidet sich für die neue Verfassung Polens. 152

Rückzug der verbündeten Heere und der Preußen aus der Champagne und aus Frankreich. 211

Robespierre wird angeklagt, sich der Dictatur bemächtigen zu wollen. — Die Einheit und Untheilbarkeit der Republik wird erklärt. 261

Blicke auf das Ministerium. 284

Der Jakobiner-Clubb. 291

Fernere Kriegsbegebenheiten. 293

Mainz geht an die Franzosen über. 319

Die Eroberung von Savoyen und der Grafschaft Nizza durch die Franzosen im Oktober 1792. Anklage-Dekret gegen den General Montesquiou. 342

Seite

Schreiben des Königs von Sardinien an die dreizehn Kantone, die Eidesgenossen und die Bundesgenossen des helvetischen Staatskörpers. 363
Dumouriez begiebt sich nach Paris. 370
Dekret des Convents gegen die Ausgewanderten. 389
Das Projekt, eine Departemental-Legion zu errichten, wird von dem Convente verworfen. 392
Fernere Berichte über den Aufenthalt der königlichen Familie im Tempel. — Besondere Vorfälle daselbst. 409
Fortsetzung der Kriegsoperationen. 425
Die französische Republik will sich auf des Finanzministers Claviere Anstiften der Republik Genf bemächtigen. 429
Savoyen wird der französischen Republik einverleibt. 458
Klöster und Adel werden in Savoyen abgeschafft. 461
Dumouriez erobert die Niederlande. 465
Plan dieses Feldzugs. 466
Erste Bewegungen der Armee, Gefechte von Thulin und Boussü. 476
Die Schlacht von Jemmapes. 482
Die Einnahme von Brüssel, Löwen, Mecheln, Antwerpen u. s. w. 499

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unsere Zeit, oder Geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789 - 1830

Bd.: 6, H. 23/24

1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 23(6#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420282-6